Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 147 (1979)

Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

9/1979 147. Jahr 1. März

Armut und Reichtum im Neuen Testament Ein Beitrag von Franz Annen 129

Zum Fastenopfer 79 (4) 132

Dokumentation
Botschaft Papst Johannes Pauls II. zur Fastenzeit 133
Aufruf zum Tag der Kranken 1979 133

Armeeseelsorge und Diakonat notwendig? Von den Beratungen des Priesterrates des Bistums St. Gallen berichtet
Ewin Gwerder 134

Das Petrusamt aus protestantischer Sicht Eine Buchbesprechung von Lorenz Volken 135

Berichte
Das Kind in der Gemeinschaft der Kirche 137
Stundengebet und Stundenbuch 139

Hinweise 140

Amtlicher Teil 141

Wallfahrtsorte in der Schweiz
Maria Rickenbach, Niederrickenbach (NW)

Armut und Reichtum im Neuen Testament

Die Stichworte «Armut und Reichtum» geben wohl eines der bedrängendsten Probleme an, die unserer Welt heute aufgegeben sind. Keinesfalls können wir damit rechnen, dass uns der Blick in die Vergangenheit diese Probleme löst. Auch das Neue Testament bietet uns keine fertigen Rezepte an. Mit Mut und Verantwortungsbewusstsein müssen wir als Christen den Weg selber suchen. Und doch bin ich der Überzeugung, dass uns das Neue Testament für dieses Suchen Impulse geben kann. Sicher aber müssen wir den Weg, den wir einschlagen, vor seinem Christuszeugnis verantworten können. Ich finde es von daher sinnvoll und wichtig, dass wir gerade in unserer Situation heute an das Neue Testament die Frage stellen, was es zu Armut und Reichtum zu sagen hat.

Ich möchte aus seinen vielfältigen und komplexen Aussagen zum Thema folgende drei Aspekte auswählen: 1. Die radikalen Aussagen der synoptischen Jesustradition. 2. Lukas, der Evangelist der Armen. 3. Die Polemik gegen die Reichen im Jakobusbrief.[1] Diese Auswahl ist nicht ganz willkürlich. Ich meine, damit die drei Schriften bzw. Schriftengruppen ausgewählt zu haben, die sich am intensivsten mit den Problemen um Armut und Reichtum auseinandersetzen.

1. Die radikalen Aussagen der synoptischen Jesustradition

Wenn wir uns mit unseren Fragen an das Neue Testament wenden, dann interessiert uns in erster Linie *Jesus selber,* noch vor Paulus oder andern neutestamentlichen Autoren. Und wenn wir Jesus selber suchen, erwarten wir am ehesten von den *Synoptikern* (Mattäus, Markus, Lukas) Auskunft. Bei ihnen ist am meisten Jesustradition greifbar. Selbstverständlich sind die synoptischen Evangelien nicht einfach historisch genaue Berichterstattungen. Vielmehr ist die Erinnerung an Jesus, die sie enthalten, vom Osterlicht verklärt und durch den Glauben der frühen Christen vertieft und durchformt.

Doch dürfen wir annehmen, dass die Jesustradition, vor allem die Wortüberlieferung, im Ganzen und im Wesentlichen ein getreues Bild Jesu ergibt. Jedenfalls in unserem Zusammenhang mag es genügen, wenn wir uns an die Darstellung der Synoptiker halten, ohne im einzelnen historisch nachzugraben. Allerdings werden wir versuchen, von den redaktionellen Eigenheiten der Evangelisten abzusehen und uns an das zu halten, was die beiden synoptischen Hauptquellen, die Markustradition und die Logienquelle, zum Thema «Armut und Reichtum» enthalten.

1. 1. Eine Feststellung: Die Jesustradition ist durch radikale Ablehnung des Reichtums gekennzeichnet

Diese für uns recht beunruhigende Beobachtung macht man bald einmal, wenn man die entsprechenden Texte möglichst unvoreingenommen durchgeht.

Die Jünger Jesu

Jesus selber zieht als besitzloser Prediger durch das Land (Mt 8,20 par.): «Die Füchse haben ihren Bau und die Vögel ihr Nest; der Menschensohn aber hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen kann.» Dieses Jesuswort ist zu einem gutwilligen Menschen (Mt: Schriftgelehrten) gesprochen, der Jesus nachfolgen will, wohin er auch geht (Mt 8,19). Es wird von daher klar, was das Wort für den Nachfolgewilligen bedeutet: Wer Jesus nachfolgen will, muss bereit sein, ein Besitz- und Heimatloser zu werden wie der Meister selber.

Das wird auch paradigmatisch an den ersten *Jüngerberufungen* gezeigt. Jesus ruft Simon und Andreas. «Ohne zu zögern, liessen sie ihre Netze liegen und folgten ihm» (Mk 1,18 par.). Kurz danach beruft er die Söhne des Zebedäus, Jakobus und Johannes. «Und sie liessen ihren Vater Zebedäus mit seinen Tagelöhnern im Boot zurück und folgten Jesus» (Mk 1,20 par.). Diese Berufungen sind von den Evangelisten nicht einfach als Reminiszenzen an die ersten Jünger berichtet, sondern zweifelsohne als Vorbilder gemeint. Schon bei der Berufung werden die Jünger Jesu somit in ein besitz- und heimatloses Leben gerufen, wie es ihr Meister führt. Jünger sein, heisst für die Synoptiker, besonders deutlich für Markus: Den Weg Jesu mitgehen. Sympathie für den Herrn genügt nicht; persönliche Schicksalsgemeinschaft mit ihm kennzeichnet den Jünger.

Eine noch radikalere Sprache als die Berufungserzählungen spricht die sogenannte *Aussendungsrede* (Mk 6,7–9): «Er rief die Zwölf zu sich und sandte sie zu je zweien aus, gab ihnen Macht über die unreinen Geister und gebot ihnen, ausser einem Wanderstab nichts auf den Weg mitzunehmen, kein Brot, keine Vorratstasche, kein Geld im Gürtel, kein zweites Hemd und an den Füssen nur Sandalen.» Während Jesus nach Markus immerhin noch Stab und Sandalen erlaubt, sind sogar diese nach Mattäus (10,9–10) und Lukas (9,3; 10,4) ausgeschlossen. Wer am Verkündigungsauftrag Jesu teilhat, seine Botschaft weitertragen soll, hat ein Wanderleben ohne materielle Absicherung zu führen, ganz der freiwilligen Grosszügigkeit der Menschen preisgegeben, zu denen er gesandt ist. Für alle, die sich berufen glauben, die Botschaft Jesu zu verkündigen, sind diese Texte der Jüngerberufungen und erst recht der Aussendungsrede eine Herausforderung, die sie und ihren Lebensstil ziemlich massiv in Frage stellt.

Der reiche Jüngling

Aber es wird noch beunruhigender, wenn wir den bekannten Text vom reichen Jüngling und dem anschliessenden Gespräch Jesu mit seinen Jüngern dazunehmen (Mk 10,17–31 par.). Es ist der synoptische Abschnitt, der sich am ausführlichsten mit dem Reichtum auseinandersetzt. Und wer bei den übrigen einschlägigen Texten glaubte, eine elegante Ausflucht gefunden zu haben, wird spätestens hier stolpern. Freilich hat man oft auch diesem Text die Spitze genommen, indem man hier eine Spezialberufung sah, die über das allgemein Geforderte hinausgehe und nicht für alle gelte. Der Jüngling habe durchaus seine Pflicht getan, alle Gebote gehalten, nur halt eben die Vollkommenheit, den «evangelischen Rat» der Armut, für sich nicht akzeptiert. Damit könnten wir für uns den Text beruhigt zu den Akten legen. Mir will das nicht gelingen, weil ich der Überzeugung bin, dass die genannten Auslegungen dem Text nicht gerecht werden.

Zunächst: Es geht auch in diesem Text um die *Nachfolge.* Jesus ruft den reichen Mann in die Nachfolge (Mk 10,21 par.): «Eines fehlt dir noch: Geh, verkauf alles, was du hast, gib das Geld den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach!» Aber offensichtlich ist eine Nachfolge gemeint, die keineswegs den Charakter eines guten Rates hat, den man befolgen oder ausschlagen kann. Denn der ganze Abschnitt steht unter der *Frage nach dem «ewigen Leben».* Der junge Mann eröffnet das Gespräch mit der Frage (Mk 10,17 par.): «Guter Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?» Da er alle Gebote erfüllt, fehlt ihm dazu noch eins: Seinen ganzen Reichtum wegzugeben. Und nachdem er traurig weggegangen ist, sagt Jesus zu seinen Jüngern (Mk 10,23 par.): «Wie schwer ist es für Leute, die viel besitzen, in das Reich Gottes zu kommen!»

Das Erschrecken der Jünger über dieses Wort entspricht dem Schrecken, den der Hörer bzw. Leser des Evangeliums darüber empfindet. Aber Jesus wird noch kategorischer (Mk 10,24–25): «Meine Kinder, wie schwer ist es, in das Reich Gottes zu kommen! Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.» Und wie die Jünger dann erschreckt und kopfschüttelnd nach der Möglichkeit der «Rettung» fragen, verweist Jesus auf die Allmacht Gottes (Mk 10,27): «Bei Menschen ist das unmöglich, aber nicht für Gott; denn für Gott ist alles möglich.»

Mir scheint der ganze Abschnitt eine klare Richtung zu haben. Reichtum ist nicht nur ein Hindernis für die Nachfolge oder gar nur für eine spezielle Art von Nachfolge («evangelische Räte»). Er ist *ein Hindernis für den Eintritt ins «ewige Leben», für die «Rettung».* Beides sind Wendungen, die das eschatologische Heil in umfassender Weise ausdrücken. Die Reichen wären rettungslos verloren, wenn Gottes Allmacht nicht selbst da noch Mittel und Wege finden würde, Heil zu wirken.

Verheissungen für die Armen

In diesem Zusammenhang ist es zu sehen, wenn in der Antwort auf die *Anfrage des Täufers* als letztes der Wunder, die um Jesus geschehen, genannt wird (Mt 11,5 par.): «...den Armen wird das Evangelium verkündet.» Sie sind die Adressaten der Botschaft Jesu. Sie sind es auch, die als erste in den *Seligpreisungen* der Bergpredigt gepriesen werden (Lk 6,20 par.): «Selig, ihr Armen (Mt: im Geiste), denn euch gehört das Reich Gottes.» Verheissungen werden aber auch den *freiwillig Armen* zugesprochen, die wie Petrus und seine Gefährten alles verlassen haben und Jesus nachgefolgt sind (Mk 10,29–30 par.): «Jeder, der Haus, Brüder, Schwestern, Mutter, Vater, Kinder oder Äcker verlässt um meinetwillen und um des Evangeliums willen, wird das Hundertfache dafür empfangen: Jetzt in dieser Welt wird er Häuser, Brüder, Schwestern, Mütter, Kinder, Äcker erhalten, aber nicht ohne Verfolgungen, und in der kommenden Welt wird er das ewige Leben erlangen.»

Klare Haltung der Jesustradition

Es ist meines Erachtens eine Verharmlosung, wenn man die Haltung des synoptischen Jesus zum Reichtum wie H.-J. Degenhardt charakterisiert: «In den Worten Jesu zeigt sich eine distanzierte, mehr warnende als positiv-fördernde Einstellung zum Besitz.»[2] Vielmehr sagt die Jesustradition *klar und scharf,* dass der Reichtum ein Hindernis für die Nachfolge und die Erlangung des Heils ist. Den Armen gilt die frohe Botschaft. Wenn Reiche gerettet werden, dann nur dank der Allmacht Gottes, der selbst hier keine Grenze gesetzt ist. Von daher ist auch die Forderung Jesu unzweideutig: Wer Jesus nachfolgen will, wer gerettet werden will, muss alles verlassen.

Wir sollten diesen für uns höchst unangenehmen Befund nicht zu schnell entschärfen und wegdiskutieren, um unsere ei-

[1] Diese drei Aspekte werden in je einem Beitrag in dieser und in zwei folgenden Nummern der SKZ behandelt; sie entstanden aus dem neutestamentlichen Teil einer Ringvorlesung über Armut und Reichtum, die im Wintersemester 1978/79 an der Theologischen Hochschule Chur stattfand.

[2] H.-J. Degenhardt, Lukas – Evangelist der Armen, Stuttgart 1965, 211.

gene Lebenspraxis zu rechtfertigen. Wenn wir nicht die Kraft haben, sie zu ändern, oder wenn wir glauben, dass wir gute Gründe haben, in diesem Punkt von der Jesustradition abzugehen, sollten wir wenigstens diese Differenz offen eingestehen. Nur so kann die Botschaft Jesu für uns Wort Gottes bleiben, das uns ständig herausfordert.

Motive für die Ablehnung des Reichtums

Gerade von diesem Anliegen her halte ich es für wichtig, noch ein paar Zeilen auf die Motive zu verwenden, die Jesus veranlassen, so scharf gegen den Reichtum Stellung zu nehmen. Auszugehen ist dabei vom Grundanliegen der Botschaft Jesu: *Die Nähe der Gottesherrschaft* zu verkünden und die Menschen dafür zu bereiten. Dieser Ansatzpunkt ist wichtig, wenn man das Verhältnis Jesu zu Reichtum und Armut verstehen will. Heil und Unheil des Menschen hangen davon ab, dass er sich ganz und mit ungeteiltem Herzen auf das Heilshandeln Gottes einlässt, der in Jesus seine endzeitliche Herrschaft heraufführt.

Unter dem Aspekt des eschatologischen Heils nun, des einzig wirklich wichtigen Anliegens, muss man zuerst einmal sagen, dass Reichtum und Besitz *nichts nützen.* Sie sind vergänglich. Dem eigentlichen Leben dienen sie nicht. Da sind andere Dinge wichtig. «Sammelt euch nicht Schätze auf der Erde, wo Motten und Würmer sie zerstören und wo Diebe einbrechen und sie stehlen, sondern sammelt euch Schätze für den Himmel, wo keine Motten und Würmer sie zerstören und keine Diebe einbrechen und sie stehlen» (Mt 6,19–20 par.). «Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sein Leben verliert? Um welchen Preis könnte er sein Leben zurückkaufen?» (Mk 8,36–37 par.). Das Leben kann man nicht um Geld kaufen; nur auf das Leben kommt es an. Wir erfahren heute vielleicht deutlicher als frühere Zeiten, dass das nicht nur für das ewige Leben gilt, sondern sogar schon für ein geglücktes Leben hier in dieser Welt.

Nun, die Nutzlosigkeit des Reichtums wäre noch kein Grund, derart scharf gegen ihn anzugehen, wie Jesus es tut. Er sieht darüber hinaus im Besitz ein *Hindernis,* sich dem Wort Gottes und damit dem Reich Gottes zu öffnen. «Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz» (Mt 6,21 par.). Wir wissen alle, wie sehr das stimmt. Und daher ist dann auch ein letztes Jesuswort, das ich zitieren möchte, nicht von der Hand zu weisen (Mt 6,24 par.): «Niemand kann zwei Herren dienen; er wird entweder den einen hassen und den andern lieben, oder zu dem einen halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und zugleich dem Mammon.»

Es wird hier deutlich, dass der Reichtum nicht abgelehnt wird, weil er in sich schlecht wäre, sondern weil er offensichtlich die Eigenschaft hat, den Menschen gefangenzunehmen und zu versklaven, so dass er nicht mehr die innere Freiheit hat, sich zuerst und vor allem um Gottes Reich und seine Gerechtigkeit zu kümmern (Mt 6,33). «Im Reichtum liegt, ähnlich wie in der Macht, etwas Dämonisches, dem zu widerstehen der Mensch von sich aus zu schwach ist.»[3] Dagegen hat Jesus «die Armut als Freisein für Gott und als Voraussetzung für die ungeteilte Hingabe an Gott, zu der namentlich der Verkündiger des Evangeliums gerufen ist, betrachtet.»[4]

1.2. Eine soziologische Erklärung: Urchristlicher Wanderradikalismus

In den letzten Jahren hat die Soziologie als Wissenschaft ein grosses Gewicht bekommen. So konnte es nicht ausbleiben, dass auch das Neue Testament unter diesem Aspekt untersucht wird. Wenn es mit der nötigen Nüchternheit geschieht, kann man von dieser Forschungsrichtung echte Hilfen für das Verstehen der neutestamentlichen Botschaft erwarten. Gerade im Falle des Themas «Armut und Reichtum» ist die soziologische Fragerichtung besonders berechtigt. Es sind dazu in den letzten Jahren bereits mehrere Beiträge erschienen. Besonders *Gerd Theissen* hat sich dieser Frage angenommen.[5]

Ein auffallender Unterschied

Theissen geht von der Feststellung aus, die wir eben in bezug auf die *Jesustradition* gemacht haben: «Die Wortüberlieferung ist durch einen ethischen Radikalismus gekennzeichnet, der im Verzicht auf Wohnsitz, Familie und Besitz am deutlichsten hervortritt.»[6]

Auffällig ist, dass von dieser radikalen Ablehnung des Besitzes in der *neutestamentlichen Briefliteratur,* vor allem bei Paulus, nichts mehr zu finden ist. Man begnügt sich dort damit, zu betonen, dass in Christus alle Brüder sind und vor Gott keine Unterschiede, auch nicht die zwischen arm und reich gelten. Dazu werden Anweisungen gegeben, die ein gutes, brüderliches Zusammenleben von arm und reich zum Gegenstand haben. Die Besitzenden werden zu grosszügiger Wohltätigkeit ermahnt. Habsucht ist ein heidnisches Laster.

Bei aller Achtung vor diesem hochstehenden Ideal der Brüderlichkeit muss man doch feststellen, dass wir hier weit weg sind von den radikalen Forderungen der Jesustradition. Man ist versucht, von einer «verbürgerlichten» Haltung zu reden.

Wandercharismatiker

Theissen sucht und findet die Begründung für diesen wirklich auffallenden Unterschied zwischen der synoptischen Jesustradition u. der neutestamentlichen Briefliteratur in den *verschiedenartigen soziologischen Voraussetzungen.* Er stellt die These auf, «dass Jesus nicht primär Ortsgemeinden gegründet, sondern eine Bewegung vagabundierender Charismatiker ins Leben gerufen hat. Die entscheidenden Gestalten des frühen Urchristentums waren wandernde Apostel, Propheten und Jünger, die sich von Ort zu Ort bewegten und sich in diesen Orten auf kleine Sympathisantengruppen stützen konnten»[7].

Man sollte sich von der etwas ungewohnten Terminologie Theissens nicht schockieren lassen. Im wesentlichen ist hier meines Erachtens die soziologische Eigenart der Tätigkeit Jesu und des frühesten palästinischen Christentums zutreffend wiedergegeben. Jesus und die Ersten, die seine Botschaft verbreiteten, waren wandernde Missionare. Theissen nennt sie «*Wandercharismatiker*». Die Existenz solcher Wandermissionare ist auch durch die Didache (1. Jh.) und Papias (2. Jh.) bezeugt.

Diese Wandercharismatiker nun, welche die Lebensweise Jesu selbst teilten, sind nach Theissen die hauptsächlichen *Träger der synoptischen Wortüberlieferung.* Diese ist authentisch in einem doppelten Sinn: Sie geht einmal auf Jesus selbst zurück und wurde zum andern von diesen Missionaren auch wirklich gelebt, ist also auch «existentiell authentisch»[8]. Ihre Vertreter verliessen wirklich alles: Heimat, Familie, Besitz und geordnetes Leben. Als eine Art «heiliger Vagabunden» verliessen sie sich auf die Fürsorge Gottes und die Wohltätigkeit der Jesusanhänger in den Dörfern. So schreibt

[3] R. Schnackenburg, Die sittliche Botschaft des Neuen Testamentes, München ²1962, 95.

[4] Ebd.

[5] G. Theissen, Wanderradikalismus, in: ZTK 70 (1973) 245–271; Soziale Integration und sakramentales Handeln, in: NT 16 (1974) 179–206; Soziale Schichtung in der korinthischen Gemeinde, in: ZNW 65 (1974) 232–272; Legitimation und Lebensunterhalt, in: NTS 21 (1974/75) 192–221; Die Starken und die Schwachen in Korinth, in: EvTheol 35 (1975) 155–172; Die Tempelweissagung Jesu, in: TZ 32 (1976) 144–158; «Wir haben alles verlassen» (Mk 10,28), in: NT 19 (1977) 161–196; Soziologie der Jesusbewegung, München 1977; vgl. auch M. Hengel, Eigentum und Reichtum in der frühen Kirche, Stuttgart 1973.

[6] Theissen, Wanderradikalismus 249.

[7] Theissen, Soziologie der Jesusbewegung 14.

[8] Theissen, Wanderradikalismus 257.

Theissen zu Mt 6,25–33, wo vor falschem Sorgen gemahnt und auf die Vögel des Himmels und die Lilien des Feldes verwiesen wird: «Man darf in dieses Wort nicht die Stimmung eines sonntäglichen Familienspaziergangs hineinlesen. Es geht hier nicht um die Freude an Vögeln, Blumen und Wiesen. Vielmehr spricht aus diesem Wort die Härte der heimat- und schutzlosen, vogelfreien Existenz wandernder Charismatiker, die ohne Besitz und Arbeit durch die Lande ziehen.»[9]

Und nun die Schlussfolgerung von Theissen, die für unsere Fragestellung wichtig ist: «Der ethische Radikalismus der Wortüberlieferung ist Wanderradikalismus. Er lässt sich nur unter extremen Lebensbedingungen praktizieren und tradieren.»[10] Mit anderen Worten: Die radikalen Forderungen der Jesustradition, die uns immer wieder beunruhigen und herausfordern, waren nur so lange lebbar, wie die soziologischen Verhältnisse unter den Christen diesem Wandercharismatikertum entsprachen. Das war besonders in den ländlichen Verhältnissen Palästinas der Fall.

Städtische Christengemeinden

Sehr bald nach dem Tode Jesu verbreitete sich die Christusbotschaft über Palästina hinaus und fasste, vor allem durch die Wirksamkeit des Paulus, in den *hellenistischen Städten* des Mittelmeerraumes Fuss. Hier waren die soziologischen Verhältnisse ganz anders als im ländlichen Palästina. Auch das Christentum musste sich notwendigerweise anders organisieren. Es entstanden christliche Gemeinden im eigentlichen Sinn. Wandermissionare gab es zwar zunächst noch, allerdings in anderer Weise als in Palästina (nach Theissen nicht mehr «Wandercharismatiker» sondern «Gemeindeorganisatoren»[11]). Langsam aber sank ihre Bedeutung, ja sie gerieten sogar in Verruf, wie wir aus der Didache wissen.

Über die *soziologische Schichtung* der hellenistischen Christengemeinden wissen wir aus dem Neuen Testament eigentlich nur in bezug auf Korinth ein wenig Bescheid[12]. Die Mehrheit der Gemeindeglieder gehörte offenbar den unteren Schichten an (vgl. 1 Kor 1,26–29). Daneben gab es aber auch angesehene Leute, Vertreter höherer Schichten, die sogar mit Namen bekannt sind.

Der Übergang des Christentums von der ländlich strukturierten Welt Palästinas in die städtisch-hellenistische Kultur des Mittelmeerraumes brachte mit dem tiefgreifenden sozialen Wandel auch einen Wandel bezüglich der Einstellung zu Armut und Reichtum. Der Wanderradikalismus der Jesusüberlieferung wird, wie Theissen formuliert, zum «*urchristlichen Liebespatriarchalismus*». Theissen charakterisiert diesen folgendermassen: «Dieser Liebespatriarchalismus nimmt die sozialen Unterschiede als gegeben hin, mildert sie jedoch durch die Verpflichtung zu Rücksichtnahme und Liebe, eine Verpflichtung, die gerade gegenüber dem sozial Stärkeren geltend gemacht wird, während vom sozial Schwächeren Unterordnung, Treue und Achtung verlangt werden... Mit diesem Ethos bewältigte ein grosser Teil des hellenistischen Urchristentums die Aufgabe, die sozialen Beziehungen einer Gemeinschaft zu gestalten, die einerseits von ihren Gliedern ein hohes Mass an Solidarität und Brüderlichkeit verlangte, andererseits aber sehr verschiedene Schichten umfasste. Dieser urchristliche Liebespatriarchalismus hat mit seinem temperierten sozialen Konservativismus das Christentum nachhaltig geprägt.»[13]

Theissen beurteilt diesen Wandel durchaus positiv. «Dem christlichen Liebespatriarchalismus aber verdanken wir die überdauernden Institutionen der Kirche. Mit Erfolg und nicht ohne Weisheit hat er den urchristlichen Radikalismus so weit temperiert, dass der christliche Glaube zu einer kollektiv praktikablen Lebensform wurde.»[14] Es ist aber auch klar zu sehen, dass der Liebespatriarchalismus längst degeneriert und verflacht wäre, «wäre nicht immer wieder aus den Traditionen des urchristlichen Radikalismus der Ruf zur Umkehr laut geworden»[15].

Ein dauernder Stachel

Man mag mit den Thesen von Theissen nicht in allen Einzelheiten einverstanden sein. Da und dort zieht er vielleicht Linien überdeutlich und zu wenig differenziert. Aber sicher hat er recht, dass die christliche Botschaft immer in einer konkreten Situation vernommen und gelebt wird. Und das muss auch so sein. Im Zusammenhang mit der Problematik «Armut und Reichtum» gilt das vielleicht noch in besonderer Weise.

Was wir von den beiden neutestamentlichen Strömungen, die Theissen aufzeigt, lernen können, ist ein Zweifaches: Christentum muss lebbar sein; aber es darf sich nie mit dem zufriedengeben, was faktisch gelebt wird. Wenn wir betreffs Armut und Reichtum anders leben als Jesus und die Wandermissionare des Urchristentums, heisst das noch nicht automatisch, dass wir von Jesus abgefallen sind. Aber die diesbezügliche synoptische Botschaft bleibt uns *als dauernder Stachel,* als dauernde Anfrage, als Ruf zur Umkehr, wenn Selbstzufriedenheit und Verflachung sich breit machen. So bleiben diese Texte auch für uns lebendiges Wort Gottes.

Und ein Letztes: Das Christentum hat es immer wieder und zu allen Zeiten dringend nötig, dass es Menschen gibt, welche die evangelische Armut im wörtlichen Sinne zu leben versuchen, wie ein Franz von Assisi oder ein Charles de Foucauld und viele andere, deren Namen weniger bekannt oder unbekannt sind. Sie sorgen dafür, dass der Stachel des Wortes Gottes in der Kirche spürbar bleibt.

Franz Annen

[9] Ebd. 251.
[10] Ebd. 252.
[11] Theissen, Legitimation und Lebensunterhalt.
[12] Vgl. Theissen, Soziale Schichtung in der korinthischen Gemeinde.
[13] Ebd. 269–270.
[14] Theissen, Wanderradikalismus 271.
[15] Ebd. 271.

Pastoral

Zum Fastenopfer 79 (4)

In dem in Hamburg erscheinenden «Deutschen allgemeinen Sonntagsblatt» haben die beiden katholischen Theologen J.B. Metz und K. Rahner zusammen mit den evangelischen Professoren E. Käsemann und J. Moltmann einen Aufruf an die grossen christlichen Hilfswerke gegen die «Gebermentalität» der westlichen Christen gerichtet. Es ist wohl kaum anzunehmen, dass diese «grossen Vier» mit den angesprochenen Hilfswerken auch die schweizerischen im Auge hatten. Hingegen dürfte die «westliche Gebermentalität» auch an unsere Adresse gerichtet sein. Wörtlich steht da zu lesen: «Für die Christenheit in der Welt kann Entwicklungshilfe nicht einseitig sein. Durch einseitige Hilfe wird des andern Würde nicht respektiert.» Was sie also kritisieren, ist nicht die Mentalität, zu geben schlechthin, sondern die einseitige Gebermentalität.

Was hier als Trouvaille der Theologen aufscheint, ist allerdings unter allen, die mit Entwicklungszusammenarbeit und Mission zu tun haben, schon längst zu einem Gemeinplatz geworden, der in längst abgegriffenen Slogans wie «*Vom Einbahnverkehr zum Gegenverkehr*» Ausdruck gefunden hat. Dennoch – und hier hat das Anliegen der Theologen seine volle Berechtigung – ist diese Einsicht den breiten Schichten der westlichen Christen noch lange nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Genau in diese Richtung zielte aber das indische und nun das äthiopische Hungertuch. Es hält den Gläu-

bigen vor Augen, dass christliche Wahrheiten auch in andern Kulturen einen ebenso gültigen Ausdruck finden können. Wer es betrachtet, lässt sich – dieses Jahr – durch einen afrikanischen Künstler über die Geschichte Gottes mit den Menschen belehren. Am Rande sei noch erwähnt, dass der Vorschlag dieser Theologen, die Hilfswerke sollten Literatur aus der Dritten Welt finanzieren, sich genau deckt mit einem der neuen Projekte von Brot für Brüder (vgl. Agendablatt 31. März) und sinngemäss auch mit dem Beitrag des FO an die afrikanische Filmschaffende Safi Faye (siehe Agendablatt 30. März).

Da die auf alte Traditionen aufbauende äthiopische Kunst eine gewisse Ähnlichkeit mit romanischen Darstellungen hat, ist das von Alemajehu Bizuneh geschaffene Hungertuch leichter durchschaubar als das vorherige. Eine Ausnahme bildet die von rechts nach links zu lesende Schrift. Diese *Überschriften* lauten auf deutsch: «Wir sind alle Kain» (I), «Die neue Erde als Aufgabe und Verheissung» (II-IV), «Anteilnehmen–Anteilgeben» (V-VIII), «Mich erbarmt des Volkes» (IX-X) und «Der Gottesknecht» (XI).

Die einzelnen Motive werden auf den Sonntagsblättern der Agenda durch eine Meditation begleitet, zum Teil aus der Feder geistlicher Schriftsteller der Dritten Welt (siehe den oben erwähnten Wunsch der Theologen). Die von Kurt Marti geschriebene Betrachtung (am ersten Fastensonntag) hatte ursprünglich diesen Wortlaut: «Herr Schweizer, in die weisse Farbe friedlicher Unschuld gekleidet, erschlägt niemanden. Dennoch hat er, der seinen Arm nicht zum Schlage oder gar Totschlag erhebt, einen Kains-Blick. Arbeitet etwa sein Geld für den Kain, der im Hintergrund Abel niederschlägt? Oder hat er mit seinem technischen Können vielleicht die tödlichen Waffen für Kain und Co. hergestellt?...» Durch Erfahrung gewitzigt, sah die Redaktion voraus, dass einzelne Leser auf Grund dieser Passage die ganze Agenda als industrie- oder gar bankenfeindlich verketzern könnten. Deshalb hat sie im Einverständnis mit dem Autor die jetzt vorliegende *harmlosere Formulierung* gewählt. Es kann aber nichts schaden, auch in der Linie der Erst-Fassung weiterzudenken.

Da «Misereor» das afrikanische Hungertuch schon letztes Jahr verbreitete, hat es *«Bibel heute»* in Nr. 53, 1. Quartal 1978, vorgestellt und zur Zachäus-Bildfolge einen beachtenswerten Beitrag von Prof. Dr. Rolf Baumann veröffentlicht.

Wer liebenswürdigerweise dafür besorgt ist, dass in seiner Pfarrei kleine Hungertücher *verkauft* werden, sei, um keine falschen Vorstellungen zu nähren, auf zweierlei hingewiesen: das FO gibt sie ohne jede Gewinnmarge zum Gestehungspreis ab. So anerkennenswert ein Kauf ist, bedeutet er doch keine Spende ans FO. Zweitens handelt es sich zwar seiner Art nach um ein afrikanisches Tuch. Obwohl von einem äthiopischen Künstler entworfen, wird es aber nicht in Afrika, sondern in Europa hergestellt. Es ist also in dieser Hinsicht zu unterscheiden von Produkten, wie sie in Dritte-Welt-Läden oder im Caritas-Fairness-Shop angeboten werden.

Gustav Kalt

Dokumentation

Botschaft Papst Johannes Pauls II. zur Fastenzeit

Ihr stellt Euch die Frage: «Was ist aus der Fastenzeit geworden?» Die geringe Enthaltung von Speisen, meint Ihr, bedeutet nicht viel, da doch so viele unserer Brüder und Schwestern, die Opfer von Kriegen und Katastrophen, physisch und moralisch grosse Not leiden.

Das Fasten bezieht sich auf die immer notwendige persönliche Askese; die Kirche verlangt aber von den Getauften, in dieser liturgischen Zeit auch auf andere Weise ein Zeichen zu setzen. Die Fastenzeit hat in der Tat für uns eine grosse Bedeutung: sie soll vor den Augen der Welt sichtbar machen, dass das Volk Gottes in seiner Gesamtheit, weil es sündig ist, sich durch Busse vorbereitet, um das Leiden, den Tod und die Auferstehung Christi liturgisch nachzuvollziehen. Dieses öffentliche und gemeinsame Zeugnis hat seine Quelle im Geist der Busse eines jeden von uns; zugleich befähigt es uns, diese innere Haltung zu vertiefen und sie noch besser zu motivieren.

Auf etwas verzichten bedeutet nicht nur von seinem Überfluss geben, sondern bisweilen auch vom Lebensnotwendigen, wie die Witwe im Evangelium, die wusste, dass ihre Gabe ein bereits von Gott erhaltenes Geschenk war. Sich enthalten bedeutet auch, sich zu befreien von den Zwängen einer Zivilisation, die uns zu immer mehr Komfort und Verbrauch anreizt, ohne sich dabei zugleich um die Erhaltung unserer Umwelt zu kümmern, die doch das gemeinsame Erbe der Menschheit ist.

Für Eure kirchlichen Gemeinschaften ist es sinnvoll, an Fastenaktionen teilzunehmen; sie helfen Euch, Eurer Busspraxis eine Richtung zu geben, indem Ihr Eure Güter mit denen teilt, die weniger oder überhaupt nichts haben.

Könnt ihr etwa noch untätig an Eurem Platz verharren, weil niemand Euch gebeten hätte, etwas zu tun? Auf dem Werkplatz christlicher Liebe fehlen Arbeiter; die Kirche ruft Euch dorthin. Wartet nicht, bis es zu spät ist, um Christus zu Hilfe zu kommen, der im Gefängnis ist oder ohne Kleidung, Christus, der Verfolgung leidet oder sich auf der Flucht befindet, Christus, der Hunger hat oder heimatlos ist. Helft unseren Brüdern und Schwestern, denen es am Notwendigsten mangelt, die unmenschlichen Lebensbedingungen zu verlassen und wirklich zu einem volleren Menschsein zu gelangen.

Euch alle, die Ihr entschlossen seid, dieses Zeichen der Busse und des Teilens in der Kraft des Evangeliums zu setzen, segne ich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Aufruf zum Tag der Kranken 1979

Als ich gebeten wurde, den Presseaufruf zum Tag der Kranken zu schreiben, habe ich spontan und mit Freude zugesagt. Nun, da ich am Schreibtisch sitze und an die Überheblichkeit des *Gesunden* und an die Probleme des *Kranken* denke, fällt es mir schwer, die übernommene Aufgabe zu lösen.

Soll ich den Leser dieser Zeilen mahnen, die Krankheit als Bestandteil des Lebens zu betrachten? Soll ich ihn bitten, seine Solidarität mit dem Kranken nicht nur mit Blumen auszudrücken? Oder soll ich ihn daran erinnern, wie oft wir nicht als Gebende, sondern als Beschenkte aus einem Krankenzimmer weggegangen sind? Es ist dies alles so oft gesagt worden, dass ich fürchte, einigen Klischees weitere hinzuzufügen.

Klischeesätze – aus Verlegenheit gesagt oder als Trost gemeint – bekommt der Kranke täglich zu hören. Helfen sie ihm weiter? «Was fehlt dir denn?» fragen wir ihn.

Fehlt ihm nur das, was der Arzt diagnostiziert und mit einem Namen versehen hat?

Was ihm in seinem Kranksein *fehlt,* ist nicht mit einem Medikament zu ersetzen, eher glaube ich mit dem, was mit dem Motto zum heutigen Tag gemeint ist: *Ja zum Kranken.*

Ja zum Kranken heisst auch *Ja zu sich selbst,* heisst, sich seine eigenen Schwächen, Ängste und Nöte eingestehen, sich selbst in Frage stellen. Dann wird es uns vielleicht gelingen, den Kranken nicht als wehrlosen, uns und unserem Pflegebedürf-

nis ausgelieferten, sondern als vollwertigen Partner zu betrachten. Der Dialog aber, der aus einer solchen Partnerschaft entsteht, wird uns dem Geheimnis des Lebens – zwischen zwei grossen Rätseln: Geburt und Tod – näherbringen.

Führen wir den Dialog so, wie Albert Schweitzer es gesagt hat: «Das einzige, worauf es ankommt, ist, dass wir darum ringen, dass Licht in uns sei. Das Ringen fühlt einer dem andern an, und wo Licht im Menschen ist, scheint es aus ihnen heraus. Dann kennen wir uns, im Dunkel nebeneinander gehend, ohne dass einer das Gesicht des andern abzutasten und in sein Herz hineinzulangen braucht.»

Max Bolliger
Kinderbuchautor

Kirche Schweiz

Armeeseelsorge und Diakonat notwendig?

Der Priesterrat St. Gallen beschäftigte sich an seiner Sitzung vom 5. Februar 1979 nicht deshalb mit der Armeeseelsorge, weil diese Aufgabe in jüngster Zeit im Raum Bern erneut zu heftigen Auseinandersetzungen geführt hat. Es war eher die zunehmende Schwierigkeit der Feldprediger-Rekrutierung, die dem Rat dieses Traktandum aufdiktiert hat.

Auch die Auseinandersetzung mit dem eigenständigen Diakonat stand in innerem Zusammenhang mit der sich wandelnden Personalsituation. So stellte der Priesterrat an die beiden sicher nicht nahe verwandten Themen die gleiche Frage: Gehören das Amt des Armeeseelsorgers und das Amt des Diakons zu den vordringlichen Aufgaben der Kirche unserer Zeit?

Personalsituation in der Armeeseelsorge

Für die Schweizer Armee stellen die beiden grossen Landeskirchen gegenwärtig insgesamt rund 700 Seelsorger. Diese Zahl reicht nicht aus. Es müssten sich zusätzlich etwa 80 weitere Geistliche ins Feld begeben, wenn jeder Soldat während seiner Dienstzeit mit einiger Regelmässigkeit einem Feldprediger seiner Konfession begegnen soll. Schon aus dieser Sachlage des mangelnden Personals heraus musste sich der Priesterrat einmal gründlicher mit der Armeeseelsorge befassen. Katholischerseits konnten in den vergangenen Jahren bedeutend weniger junge Männer zu Priestern geweiht werden als früher, so dass die aus der Armee aus Altersgründen ausscheidenden Seelsorger nicht mehr alle ersetzt werden konnten.

In der «zivilen» Kirche sind die fehlenden Priester weitgehend durch Laienseelsorger, Katecheten und Pastoralassistenten ersetzt worden. Darum stellte sich nun auch dem Priesterrat folgerichtig die Frage, wie weit allenfalls auch die Armeeseelsorge von Laienkräften übernommen werden kann. Sollen und wollen die meist noch jüngeren Jahrgänge der Laienseelsorger in den Feldpredigerdienst eingeschult und eingesetzt werden?

Von kirchlicher Seite stünde dieser Entwicklung grundsätzlich nichts entgegen, wobei sich der Priesterrat bewusst blieb, dass eine solche Lösung zuletzt vom Einverständnis der Armeeleitung abhängig ist; denn die meisten Laientheologen leisten ja bereits als Soldaten ihren normalen Militärdienst und müssten – bei der Übernahme des Feldpredigerpostens – aus dem kombattanten Armeeverband ausscheiden.

Aufgaben der Seelsorger in der Armee

Nicht alle Mitglieder des Priesterrates konnten sich ein differenziertes Bild von der Arbeit eines Feldpredigers machen, obwohl die meisten selber als Soldaten einmal im Feld standen – zu Kriegs- oder Friedenszeiten! So berichteten einige der aktiven Feldprediger im Rat über ihre seelsorgerlichen Tätigkeiten und über ihre pastoralen Möglichkeiten heute:

Im Militärdienst ergeben sich Kontaktmöglichkeiten zu Soldaten und Offizieren, die in der zivilen Umwelt nirgends gegeben sind. Gerade diesen unscheinbaren und selbstverständlichen Kontakten wird ein grosses Gewicht beigemessen. Heute besteht nämlich die Arbeit des Feldpredigers weniger mehr im eigentlichen gottesdienstlichen Auftrag als vielmehr in der menschlich-religiösen Bildung und Begleitung des Wehrmannes durch Diskussionen und Gespräch. Dabei schieben sich meist jene Themen deutlich in den Vordergrund des Interesses, die gerade die Weltöffentlichkeit beschäftigen oder sonstwie in der Luft liegen.

Einhellig bezeugen die Armeegeistlichen, dass viele Wehrmänner dankbar und froh sind, dass sie sich neben dem militärischen Alltag auch mit aktuellen Fragen und ihren allfälligen Gewissensproblemen auseinandersetzen können. Das Interesse der Soldaten zeigt sich auch in der umfassenden Breite und Verschiedenartigkeit der gewünschten Themen, die man im Zugs- oder Kompanieverband mit dem Seelsorger bespricht und diskutiert: Sinnfrage – Friede – Trennung Kirche/Staat – Glaube – Töten im Krieg – Dienstverweigerung – Kirche – Beten usw.

Ein Armeeseelsorger wird immer in einem schmerzlichen Dilemma stehen. Seine Aufgabe ist wesentlich die Ankündigung des Friedens vom Evangelium her; und diese Botschaft richtet er innerhalb der Armee aus, die es von Natur aus mit dem Krieg, beziehungsweise mit dessen Abwehr zu tun hat. Kein Seelsorger, der seinen Dienst vom Evangelium herleitet und begründet, ist Feldprediger geworden, weil seine Hobbys Militär und Krieg wären. Er tut diesen Seelsorgedienst in der Armee schlicht deshalb, weil es dort Menschen gibt, die bei der Klärung ihrer Gewissensnot Hilfe brauchen; weil es dort Menschen gibt, die in privaten, weltanschaulichen oder religiösen Fragen besonders dringend Rat nötig haben.

Dem Priesterrat wurde zusehends deutlicher bewusst, dass man letztlich die beiden Grössen Armeeseelsorge und Zivilseelsorge gar nicht gegeneinander ausspielen kann. Seelsorgearbeit in der Armee muss als eine positive und sinnvolle Möglichkeit der Pastoral gesehen werden, selbst auf die Gefahr hin, dass von unbedachten Leuten daraus gefolgert wird, Kirche und Armee steckten unter demselben Hut! Der Kirche kann es in Friedens- und in Kriegszeiten, innerhalb und ausserhalb der Armee um nichts anderes gehen als um Friedensförderung. Sie wird darum immer auch bemüht sein müssen, neben ihrem seelsorgerlichen Dienst in der Armee auch noch andere, ganz neue Formen ihrer Friedensarbeit zu stellen (Friedensforschung, Bewusstseinsbildung auf allen Ebenen), damit sie ihre Botschaft «Friede auf Erden allen Menschen» überzeugend verkünden kann.

Einführung des eigenständigen Diakonates notwendig?

Im Bistum Basel stehen bereits heute 5 verheiratete Männer als Diakone im kirchlichen Dienst. Diese Möglichkeit der Einführung des ständigen Diakonates wurde grundsätzlich vom Zweiten Vatikanischen Konzil beschlossen: «Den zuständigen verschiedenartigen territorialen Bischofskonferenzen kommt mit Billigung des Papstes die Entscheidung zu, ob und wo es für die Seelsorge angebracht ist, derartige Diakone zu bestellen.» Schon 1967 sprach sich die Schweizerische Bischofskonferenz grundsätzlich positiv für die Einführung des Diakonates ad experimentum aus. Und die Synode 72 empfahl der Bischofskonferenz dringend, sich für dieses Experiment einzusetzen. Am 21. Juli 1977 hat dann Papst Paul VI. die Einsetzung von Diakonen in der Schweiz gutgeheissen. Die Bischofskonferenz ihrerseits aber hat sich für sprachregionale Regelungen für die Einführung entschlossen.

Sozial-karitativer Dienst des Diakons

Dass der Kirche in unserer Welt von heute viele noch völlig ungelöste, sehr drängende soziale Aufgaben überbunden sind, darüber war man sich sofort einig. Auch darüber war sich der Priesterrat schnell klar, dass sich die Kirche in jenen sozialen Bereichen vermehrt einzusetzen hat, wo der staatlichen und neutralen Sozialhilfe Grenzen gesetzt sind. Dennoch entschied man sich im Rat nicht mit fliegenden Fahnen für die sofortige Einführung des Diakonates, auch nicht des sozial-karitativen Diakons. Der Neueinführung eines solchen Amtes müsste eher eine theologische und praktische Überprüfung vorausgehen, wie sich der bisherige kirchliche Sozialarbeiter zum geweihten sozial-karitativen Diakon verhält.

Im Augenblick scheint der Zeitpunkt also verfrüht, dass für das Bistum St. Gallen Diakone geweiht werden. Sicher – die Einführung des sozial-karitativen Diakonenamtes würde für viele Christen wieder deutlicher und klarer machen, dass die Kirche auch eine Wesensaufgabe darin hat, sich der vielfältigen sozialen Not der Menschen anzunehmen. Aber diese Hilfeleistung der Kirche muss auf breiterer Basis geschehen und darf nicht ein paar wenigen «Berufs-Dienern» gleichsam delegiert werden.

Pastoral-liturgischer Dienst des Diakons

Ein Diakon, der im Bistum Basel im Bereich der Verkündigung und Liturgie tätig ist, berichtete dem sanktgallischen Priesterrat von seinen eigenen und den Erfahrungen seiner vier Amtsbrüder. Die vielen positiven Aspekte, von denen berichtet wurde, konnten und wollten das eine grosse Hindernis nicht vertuschen, dass nämlich der Diakon nur ein «Quasi-Leiter» einer Pfarrei sein kann. Der Diakon kann die gemeindeaufbauende Eucharistiefeier nicht vollziehen. Und gerade diese – mit der Diakonatsweihe verbundene – Vollmachtsbeschränkung wird dem im Verkündigungsbereich tätigen Diakon immer wieder schmerzlich bewusst werden.

Nach katholischem Verständnis der Weihe wird das Bischofsamt – die Vollgestalt der kirchlichen Dienstvollmacht – von alters her in Bischofs-, Priester- u. Diakonatsweihe aufgegliedert. Seit Jahrhunderten wurde die Diakonatsweihe praktisch nur mehr als Durchgangsstufe zur Priesterweihe verstanden. Unserer Zeit bleibt es vorbehalten, die Weihe des Diakons und seine spezifischen Aufgaben wieder neu zu entdecken. Man darf sich vielleicht gerade durch dieses neue Amt erhoffen, dass eine Brücke gebaut werden kann zwischen Laien und Klerus, zwischen geweihten Priestern und jenem allgemeinen Priestertum, mit dem jeder Christ durch die Taufe beschenkt wird. Gerade durch dieses Diakonenamt kann deutlich gemacht werden, dass Hierarchie und Volk Gottes, Amtskirche und Laienkirche nicht gegeneinander stehen, sondern das eine Volk Gottes bilden.

Edwin Gwerder

Neue Bücher

Das Petrusamt aus protestantischer Sicht

In Geschichte und Gegenwart hat sich keine treibende Kraft so kirchenspaltend ausgewirkt wie die Überspitzung des Petrusamtes. Da es heute im ökumenischen Bemühen hauptsächlich um das Amt und dessen Zuspitzung im Papsttum geht, horchen wir auf, wenn wir merken, dass an der Front dieser Frage etwas in Bewegung gerät. So eine bemerkenswerte Bewegung stellt das Buch J. J. von Allmen dar: Der Primat der Kirche des Petrus und Paulus[1].

In drei Gängen versucht es, auf diesem Gebiet Klarheit zu schaffen: Es geht aus von den Daten der Problemgeschichte, sucht dann die Grundlagen einer Lösung im NT, und in einem letzten Gang befasst es sich mit der Bilanz und den Aussichten einer allgemein christlichen Lösung des Problems.

1. Die Problemgeschichte

setzt mit dem sich zuspitzenden *Primatsanspruch Roms* an. Rom begründet ihn im Amtserbe von Petrus und Paulus und ist dabei der Überzeugung, einer Berufung treu zu sein, die eine «institutionelle» Verantwortung miteinschliesst. In dieser Zuspitzung spielt unter anderem das politische Vakuum Roms, der Investiturstreit, eine Rolle. Ein frappierendes Beispiel hierfür ist der *Dictatus papae* Gregors VII.: Der Papst ist universeller Bischof göttlichen Rechts; er kann Bischöfe und Kaiser absetzen und untersteht keinem menschlichen Urteil.

Darauf folgt der *Protest* der Kirchen der Reformation. Nur einige Schwerpunkte dieses Protests seien hier angeführt: Der Papst ist weder der Stellvertreter Christi noch das Haupt der Kirche, wie Rom behauptet. Er steht weder über Gott noch über der Schrift und ist auch nicht Quelle der Kirchlichkeit. Denn Christus ist *das* Haupt der Kirche, das einzige – er allein ist *der* Hirte der ganzen Herde, der Kirche; er braucht keinen *Vicarius,* weil er ja da ist: nur ein Abwesender braucht einen Stellvertreter (vgl. hierfür: Confessio helvetica posterior, cap. XVII, und die Bulle «Laetentur caeli» von 1439: Denz. 1307). Es ist dies ein zorniger Protest, vor allem aus der Befürchtung heraus, Rom wolle Christus verdrängen und den anderen Kirchen ihre Kirchlichkeit absprechen. So wird der Papst zum Antichrist, zum Tyrann, was ausdrücklicher und schärfer bei den Lutheranern als bei den Reformierten ausgesprochen wird. Im Grunde beruht der Protest weithin oder ganz auf dem *Wie* der Ausübung des Primates und nicht auf dessen *Dass* (42–43, 47).

Auf den protestantischen Protest folgte die *römische Reaktion.* Rom beharrt zunächst auf seiner Position. Später, im Ersten Vatikanischen Konzil, wird sie noch verschärft durch die Dogmatisierung der Infallibilität des Papstes und die Behauptung einer universellen, vollen, höchsten, ordentlichen und unmittelbaren Jurisdiktionsgewalt (Denz. 3064). Nach diesem Höhepunkt kam es dann allerdings zu einigen ausgleichend wirkenden Initiativen: Leo XIII. machte die Zwei-Schwerter-Lehre hinfällig; Paul VI. legte die Tiara nieder, dieses auch die weltliche Macht einschliessende Symbol.

Im Zweiten Vatikanischen Konzil kommt es dann zu regelrechten Korrekturen in unserer Sache: Den Bischöfen ist das Hirtenamt «in vollem Umfang anvertraut. Sie sind nicht als Stellvertreter der Bischöfe von Rom zu verstehen; denn sie haben eine ihnen eigene Gewalt inne und heissen in voller Wahrheit Vorsteher des Volkes...» (Kirchenkonstitution Nr. 27). Sie sind denn auch selber Stellvertreter und Gesandte Christi (ebd.). Um Ausgleich bemüht sind auch die neuen Bischofskonferenzen und die römischen Bischofssynoden (60).

2. Petrus

Wenn wir in unserer Sache nach der *Grundlage,* das heisst nach dem NT, fragen, so hängt zunächst alles davon ab, welche Stellung Christus dem Petrus zugewiesen hat.

a) Etwas Einzigartiges hängt schon mit ihm als Menschen zusammen: Der mutige, aber doch auch feige, ängstliche, unstete Simon erhält den Namen: Kephas, der Fels. «Dieser neue Name verwandelt – transforme – den, der ihn empfängt und gibt ihm neue Identität» (63). Und unter diesem Namen, der für Petrus zugleich

[1] La primauté de l'Eglise; remarques d'un Protestant (Cahiers oecuméniques 10) Fribourg-Paris 1977. Siehe zum kirchlichen und theologischen Kontext: Heinrich Stirnimann, Papsttum – ökumenisch? in: SKZ 147 (1979) Nr. 6, S. 82–85.

Verheissung und Programm geworden ist, hat er denn auch in der Heilsgeschichte einen solchen Platz eingenommen, dass es unmöglich ist, das Evangelium bekannt zu machen, ohne von ihm zu reden.

Dazu kommt dies: Nach dem NT erscheint Petrus unbestreitbar als der erste der Zwölf. Er ist in der Gruppe der Apostel «Derjenige-mit-dem-man-ist». Er spielt denn auch unbestreitbar die erste Rolle in der werdenden Kirche als der führende Mann, mit dem man sein zu müssen glaubt, um zur Kirche zu gehören (65).

Noch etwas ist für den Autor wichtig: «Diese Vorrangstellung ist Petrus von Christus selbst gegeben worden» (67). Sie beruht nicht auf irgendwelchen persönlichen Initiativen, sondern auf einer Berufung; diese ist unerwartet und unverdient wie die Erwählung Israels.

Die Stellen, die so oft zugunsten des Primates zitiert wurden und umstritten sind: Mt 16,16–18; Lk 22,31 ff. und Joh 21,15–18 werden nicht exegetisch hinterfragt. Sie werden kurz und bündig als Grundlage des Vorranges Petri erwähnt. Sie begründen drei Apostelfunktionen (86, vgl. 76,96), die bei Petrus eine besondere Form annehmen. Jesus setzt Petrus als Felsen und Fundament ein, auf dem er seine Kirche bauen wird – er gibt ihm «die Schlüssel des Reiches», um Zeuge zu sein für das, was die Kirche glauben und tun soll, um ihre Identität zu bewahren; ausserdem erhält Petrus den Auftrag, seine Brüder zu stärken, und ganz ausdrücklich bekundet der auferstandene Herr, dass Petrus der Hirte der Herde Jesu sein soll (69). Petrus ist der erste unter den Aposteln, aber nicht der Einzige – etwa wie Moses und Jesus –, er ist *primus inter pares* und deshalb auch nicht die Quelle des Apostolates dieser *pares*.

b) Aber wie steht es mit der *Übertragbarkeit* des Petrusamtes, von der doch die neutestamentliche Begründung des römischen Primates abhängt? Freilich gibt es diese nicht in vollem Sinne, so dass der Nachfolger Petri selber auch Apostel wäre. Man muss hier zwischen Autorität und Funktion unterscheiden. Zwischen der Autorität des Petrus und der eines Nachfolgers besteht eine Zäsur, nicht aber zwischen der Funktion der beiden. Eine Funktionszäsur hätte nur dann einen Sinn, wenn die postapostolische Kirche eine *andere* wäre als die apostolische Kirche (76). Nun aber gibt es nur die eine, gleiche Kirche, die deshalb wie in ihrem Anfang, so auch nachher, die drei eben genannten «apostolischen Funktionen» braucht. Die Kirche Jesu ist nicht untergegangen mit dem Tode der Apostel. Und wie die Apostel Nachfolger haben müssen, so auch Petrus.

Dem Einwand: Hielt man denn nicht damals die Parusie für imminent? entgegnet der Autor: Diese Imminenz wurde weithin hochgespielt, und er weist unter anderem auf folgendes hin: In 2 Kor 5,17 ff. wird grundsätzlich die Zeit des erworbenen Heils von der Zeit unterschieden, in der das Amt der Versöhnung dieses Heil ausbreitet. Paulus zeigt in seiner Arbeit gar keine Überstürzung. Er verbringt ruhig drei Jahre in Arabien, bevor er sich richtig einsetzt (Gal 1,17 ff.). Er geht sogar heim nach Tarsus und kommt erst nach Antiocheia, als Barnabas ihn von da abholt (Apg 9,30; 11,25). Auffallend ist dies: in allen drei Primatsstellen Mt 16,16–18; Lk 22,31 ff.; Joh 21,15–18 sieht der Autor einen Zusammenhang mit dem eucharistischen Mahl. Die Eucharistie ist eine Institution Jesu, die auf die Dauer der Kirche angelegt ist — «bis ans Ende» (77–78).

c) Die Antwort auf folgenden Einwand führt den Autor zu bemerkenswerten Klarstellungen: *Jakobus und Paulus* haben mit der Zeit die Bedeutung des Petrus übertroffen! Nachdem Petrus Jerusalem verlassen hatte (Apg 12,17), ging, nach Exegeten wie Cullmann, der Apostelvorrang auf Jakobus über. Die Gründe aber, die für diese Meinung sprechen, verblassen vor diesem Argument: Paulus ist überzeugt, dass es nur zwei Koryphäen in der Kirche gibt: die eine ist er, die andere Petrus (Gal 2,7 ff.). Petrus bleibt in der Kirche, was er war, wie auch immer die Lage in der *lokalen* Urgemeinde Jerusalems geworden sein mag (70).

Was Paulus betrifft, ist die Antwort nuancierter: «Parallel mit Petrus und ihn *ergänzend* ist er eine der beiden Apostelgestalten, die die Kirche braucht, um das zu sein, was Christus wollte, dass sie sei» (83). Er ist dem Apostelkollegium *hinzugefügt* worden als ein ihm notwendiges Element (87). Wenn Rom die führende Kirche: *L'Eglise-référence, l'Eglise-pilote* geworden ist, so ist das dem Umstand zu verdanken, dass dort Petrus und Paulus gelehrt haben und als Martyrer gestorben sind. Beide wussten sich in ihrem Wirken, trotz verschiedenem Apostolatseinsatzes und Charakters und obwohl sie vorübergehend verschiedener Meinung waren, im Grunde «ganz solidarisch, in voller Übereinstimmung» (66–67). Das gleiche muss auch gelten für ihre entsprechenden Nachfolger. Auch sie sollen sich, wie Petrus und Paulus, bei Verschiedenheit ihres Amtes gegenseitig anerkennen. Zugunsten des Paulus macht der Autor noch diesen Vorstoss: Mag auch rechtlich Matthias den Judas ersetzt haben, de facto tut das eher Paulus, der sogar für die Apostel steht, die nicht Petrus sind. So würde «Petrus und Paulus» bedeuten: Petrus und die anderen Apostel (89)!

3. Ergebnis und Aussichten

Im letzten Teil, in dem es um Ergebnis und Aussichten geht, wird denn auch festgehalten, dass die Steigerung des Primates das Abgleiten der Ekklesiologie von der eucharistischen Ebene in die rechtliche mit sich brachte und das progressive Hintansetzen des Paulus zugunsten des Petrus. Petrus ist zwar der erste im Apostelkollegium, das nach dem Willen Gottes wesentlich die Struktur des Volkes Gottes bildet, aber auch jeder andere Apostel ist *shaliach,* von Christus gesandt und ihm verantwortlich, bis dieser wiederkommt (97). Und dementsprechend verhält es sich mit der Sukzession.

Was die *Aussichten* für ein christliches Verständnis des Primates betrifft, soll Rom auf zwei Berufungen nicht verzichten: weder auf jene, die im Primatsanspruch besteht – sie soll diese sogar verteidigen wie eine Berufung – noch auf jene andere, die die anderen Kirchen haben, unmittelbar von Gott her Kirche zu sein. Rom soll auch seine Primatsberufung nicht säkularisieren, indem es dabei Weltliches, Politisches und Soziologisches mitspielen lässt. Die Rolle eines «Generalsekretärs der universellen Kirche» kommt ihm nicht zu.

Positiv könnte und müsste Rom Lehrentscheidungen, die es *in statu divisionis* gefasst hat, in ein freies, offenes, interkonfessionelles Gespräch stellen und sie in einem neuen Kontext neu bzw. anders fassen. Hier ist konkret an das Unfehlbarkeitsdogma gedacht. Wichtig wäre auch, dass Rom die kirchliche Würde der Lokalkirchen, die mit ihm verbunden sind, ernst nimmt und den Bischofskonferenzen mehr Vertrauen und Spielraum schenkt: Eine Einschränkung des päpstlichen Anspruchs auf Universalität sollte zugleich mit dem Bemühen um lokale Verwurzelung verwirklicht werden. Last but not least: Rom kann und soll seinen Anspruch in Demut erheben und leben.

Wie die römische Kirche, so haben *auch die anderen Kirchen* manches zu unternehmen in unserer Sache, und zwar gilt es zunächst, einiges zu vermeiden: Einmal darf in konfessionellen Ausrichtungen kein speziell kirchliches Charisma als Ausdruck einer ergänzenden Berufung gesehen werden. Damit wäre ein berufenes Nebeneinandergehen und damit die Trennung der Kirche gerechtfertigt. Die Kirche ist nicht die Summe berufener charismatischer Konfessionen. Übrigens: Ausser der römischen Kirche gibt es keine Kirche, die den Anspruch auf eine besondere Berufung erhebt (110). Die Kirchen sollten auch nicht dar-

auf ausgehen, sich eine universelle Struktur zu geben. Nur Rom hat eine solche. Was in ihnen danach aussehen mag, liegt nicht auf der Ebene des «Kirche-seins selbst». Sie sollten auch prinzipiell nicht nur für sich eine Einheit schaffen wollen, bevor sie jene mit Rom suchen, etwa um aus einer Position der Stärke heraus sprechen zu können. Natürlich trifft das nicht zu in all jenen Fällen, bei denen Trennungen in den eigenen Reihen selbst ihre Gründe hatten und nicht in ihrer Beziehung zu Rom.

Unter den positiven Forderungen sind die wichtigsten diese: Zuerst muss das Ausmass des Schismas ermessen werden, das zwischen diesen Kirchen und der römischen entstanden ist. Man denke zum Beispiel an das, was reformatorischerseits etwa an eucharistischem Glaubenswert begraben worden ist. In diesem Zusammenhang stösst man auf das Amt. Die Kirchen der Reformation müssten sich im Gespräch besonders um den Kult und um die Ämter bemühen. Der Autor bemüht sich eingehend um eine Wahrnehmung der Bischofsämter. Das geht von der Anlehnung an den Bischof von Rom über die transsoziologische, theologische Funktion des Bischofsamtes bis zu einer Struktur der Kirche, die nur administrativ bischöflich wäre. Einen Weg sieht er überdies auch hier offen, den Weg über die lokale Kirche: «...den Episkopat wiederfinden hiesse also den Bischof der lokalen katholischen Kirche anerkennen» (120). Auch so gäbe es Führung und Nährung der Glieder Christi. Wenn aber dies Rückkehr zur «katholischen» Kirche besagte, so nicht zu jener von Rom, sondern zu lokal-katholischen Kirche. Es ginge nicht um Absorption, sondern um gegenseitige Anerkennung, wie in den Beziehungen zwischen Petrus und Paulus, also um das, was schon der Titel des Buches fordert: die «Kirche von Petrus und Paulus».

Diese und andere Ergebnisse des Buches sind bedingt durch die *ökumenische Grundhaltung* des Autors und seine Überzeugung, dass die Spaltung des 16. Jahrhunderts kein fataler, sondern ein «vorübergehender Streit» war, und sie wurden ermöglicht durch seine konstruktive, brüderliche, verantwortungsvolle Einstellung. Diese Einstellung lässt nicht nur sein Bemühen im Rahmen der Versöhnung der Christen verstehen, sondern scheint auch seine Ratio angeregt zu haben, Lösungen zu suchen und im Einzelfall solche geradezu auszuprobieren.

Das trifft zum Beispiel für sein Verständnis der Rolle des Paulus zu. Gewiss, Paulus muss in engerem Zusammenhang mit Petrus gesehen werden als es Rom so lange tat. Aber worin besteht genau die Rolle des Paulus, vor allem wenn sie als Grundlage für jene verstanden wird, die sie in der Geschichte als Paulus-Nachfolger übernähmen? Paulus kann und wird hier auch nicht nach einer beliebten protestantischen These als der Typus des freien Charismatikers im Zusammenhang der Korinthergemeinde gesehen gegenüber dem Petrus als Typus des Amtes. Paulus konnte auffallend «autoritär» sein, wie im Falle der Massregelung des Unzüchtigen (1 Kor 5,1–5) oder des Verbotes des charismatischen Zungenredens, wenn kein Ausleger da ist (1 Kor 14,28). Ein nicht genügend begründeter Versuch scheint mir die These zu sein, dass Paulus für alle anderen Apostel ausser Petrus repräsentativ steht, also auch für Johannes und Jakobus, die doch mit Petrus zusammen im Apostelkollegium eine vorrangige «Troika» bildeten.

Es ist erstaunlich zu sehen, wie weit sich der Autor von einer konfessionsbedingten Mentalität und Tradition freimacht, wenn er feststellt, dass von der Schrift her die Dinge sachlich anders liegen. So stimmt er der Cullmannschen These nicht zu, dass für eine Übertragung des Petrusamtes aus der Schrift nichts zu eruieren sei. Und das *Primus inter Pares,* das auch er fordert, versteht er nicht, im Sinne der protestantischen Tendenz – in Reaktion auf die Überspitzung des Petrusamtes römischerseits –, bloss als irgendwelchen Ehrenvorsitz. Wenn Petrus eine führende Rolle im Apostelkollegium hatte, so war sie eine wirksam führende; denn sein Auftrag, Hirte der Herde Jesu zu sein, hiess diese Herde zu sammeln, sie zu verteidigen, zu nähren, am Leben zu erhalten (69). Wenn nun der Träger des Petrusamtes so eine Führung in demütigem Dienst vollzöge – Johannes XXIII. war ein Zeichen dafür, dass das möglich ist –, so bräuchte man nicht mehr, wie Paul VI. zu sagen, der Papst sei das schwerste Hindernis auf dem Wege des Ökumenismus; er wäre dort eher Triebfeder und würde der Einheit der Christen als Rückgrat dienen.

Laurenz Volken

Berichte

Das Kind in der Gemeinschaft der Kirche

Für die Kirche der Gegenwart ist es etwas vom Schmerzlichsten, dass sich so viele junge Menschen von ihr abwenden und bei sogenannten «Jugendsekten» das suchen, was ihnen offenbar die christliche Gemeinde nicht oder zu wenig gegeben hat: Die Erfahrung brüderlicher Liebe, Impulse zu einer Lebensform, die als echte Alternative zur Konsumgesellschaft gesehen werden könnte, Meditation als Wurzelgrund weltverändernder Aktion, radikale Offenheit gegenüber allen Menschen und im besondern gegenüber den Benachteiligten, Gottesdienste, die nicht von starren Rubriken geprägt sind, sondern getragen werden vom Gedanken eines gemeinsamen Festes, und die der Spontaneität weiten Raum lassen. Und dabei sind es nicht nur die Jugendlichen, für die die Kirche nicht mehr glaubwürdig ist. Schon die Kinder haben Mühe, sich in einer Pfarrei wirklich beheimatet zu fühlen.

Seelsorger, die um diese Problematik wissen, versuchen durch ein reiches Angebot verschiedenster Veranstaltungen den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen entgegenzukommen. Aber leider sind die Resultate all dieser Bemühungen doch sehr bescheiden. Einerseits mag das daran liegen, dass Kinderseelsorge zu sehr nur punktuell geschieht und ihr ein einheitliches Konzept weitgehend fehlt. Vor allem aber wird allzuoft vergessen, dass Kinderseelsorge nicht unabhängig von der Gemeinde geschehen kann. Wenn der junge Mensch in der Kirche wieder Heimat finden soll, muss nicht die Zahl der Veranstaltungen für Kinder und Jugendliche vervielfacht werden, die Gemeinde als ganze muss sich ändern, muss so werden, dass die Jugend sich in ihr wieder wohlfühlen und sich mit ihr identifizieren kann.

Die Frauen- und Müttergemeinschaften der Schweiz waren daher gut beraten, für ihr Arbeitswochenende zum Jahr des Kindes mit dem Thema «Das Kind in der Gemeinschaft der Kirche» Heinz-Manfred Schulz einzuladen. Pfarrer Schulz ist Seelsorger von Eschborn, einer Vorstadtpfarrei von Frankfurt. Seit zehn Jahren ist er zusammen mit seiner Gemeinde am Werk, Kirche für alle und besonders auch für Kinder und Jugendliche wieder glaubwürdiger darzuleben. Was Heinz-Manfred Schulz in drei grossangelegten Referaten darbot, war daher nicht eine abstrakte «Theologie der Gemeinde» oder eine papierene «Theologie des Kindes», es war ein Einblick in das lebendige Tun einer Pfarrei, damit exemplarisch erfahren werden konnte, welche Möglichkeiten sich für unsere eigene Seelsorgearbeit heute auftun.

1. Gemeinde als Lebensraum des Kindes

Wenn es gelingen soll, das Kind in der Kirche zu beheimaten, muss jede einzelne Gemeinde in einem doppelten Sinne sich auf das Kind hin öffnen: In jeder Gemein-

de müsste das gelebt werden, was die Schrift meint, wenn sie sagt: «Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder», und in jeder Gemeinde müsste diese Lebenshaltung für die Kinder auch wirklich erfahrbar werden. «Eine Gemeinde von Kindern für Kinder», so könnte in den Pfarreien das Jahr des Kindes verstanden werden.

Das erfordert aber, dass unsere Pfarreien nicht mehr so sehr Orte der Betreuung sind, wo den Menschen, die in einem bestimmten Gebiet wohnen, ein bestimmter «Service» angeboten wird, sondern Gemeinden, in denen durch gelebte Brüderlichkeit die Nähe Gottes erfahrbar wird.

Leider ist die Kirche seit Kaiser Konstantin mehr und mehr eine Massenkirche geworden, die nach dem Vorbild des Staates vor allem durch Druck und Disziplin zusammengehalten wurde. Von dieser «kopflastigen» Kirche gilt es abzurücken und sich wieder auf die Basis zu besinnen. Nach dem Vorbild der neutestamentlichen Gemeinde sollte Kirche wieder Kontrastgesellschaft zur Umwelt werden, Ort gelebter Brüderlichkeit, ein herrschaftsfreier Raum, ein Schaufenster Gottes. Dann könnten die Menschen wieder sagen: «Seht, wie sie einander lieben!» Gott wäre nicht mehr tot. Er könnte erfahren werden.

Gott wird aber nicht dadurch erfahrbar, dass unsere Pfarrer und Pfarreiräte nun daran gehen, sich immer noch mehr einfallen zu lassen, was man auch noch tun und auch noch anbieten könnte. Damit würde nur eine passive Konsumhaltung unterstützt. Der Auftrag Christi, Welt auf sein Kommen hin zu wandeln, geht auch nicht nur oder in erster Linie an die «Verantwortlichen» in der Pfarrei, er geht direkt an die Gemeinde, und der Pfarrer ist nur Mitarbeiter der Gemeinde. Das Eigentliche müsste immer an der Basis und von der Basis her geschehen. Nur im Kontakt von Mensch zu Mensch, in kleinen Basisgruppen, ist Liebe wirklich erfahrbar. Darum braucht eine Gemeinde viele Substrukturen, viele lebendige Zellen. Ein ganzes Netz mannigfacher Querverbindungen müsste den einzelnen tragen und von ihm getragen werden, und der Priester hätte in diesem Gefüge dann vor allem das Amt der Einigung und Versöhnung.

Natürlich ist der Weg einer Pfarrei von der blossen «Servicestation» hin zu einer brüderlich gesinnten Gemeinde, in der ein wirklicher Erfahrungsaustausch im Glauben geschehen kann, ein sehr weiter und kann nur in kleinen Schritten gegangen werden. Die Pfarrei Eschborn am Stadtrand von Frankfurt begann mit häuslichen Gesprächskreisen anlässlich der Vorbereitung von Pfarreiratswahlen. Heute finden solche Gesprächskreise über das ganze Gemeindegebiet verteilt dreimal im Jahr statt. Vorzüglich in der Fastenzeit treffen sich die Gruppen zu Glaubensgesprächen, die die früheren Fastenpredigten ersetzen. Viele Anregungen für die ganze Gemeinde und nachbarliche Hilfsbereitschaft in den Wohnblocks resultieren immer wieder daraus.

Aus den häuslichen Gesprächskreisen bildeten sich mit der Zeit Gruppen, die häufiger zusammenkommen und ihre Glaubenserfahrungen austauschen. Einzelne wollten sich noch totaler engagieren und treffen sich in ihren Basisgruppen nun regelmässig zu Gebet und Glaubensgespräch und versuchen auch als Konsequenz aus ihrer Glaubenserfahrung einen neuen Lebensstil anzupeilen.

Es versteht sich von selbst, dass Menschen, die bemüht sind, wirklich aus dem Geist des Evangeliums zu leben, kein Ghetto anstreben. In Eschborn weiss man, dass christliche Gemeinde immer radikal offene Gemeinde sein muss, offen im Sinn der Ökumene, offen aber auch gegenüber Menschen, die nicht mitglauben können, sich aber gleichwohl irgendwie engagieren wollen. Beheimatung in der Gemeinde kann für solche Menschen sehr wohl zu einer Beheimatung im Glauben führen.

Gemeinde soll die Welt auf das kommende Reich Gottes hin verändern. Darum kommt ihr auch eine eminent politisch-soziale Funktion zu. Sie muss Vorstellungen entwickeln und vor allem dort für die Gerechtigkeit eintreten, wo es um Randgruppen der Gesellschaft geht. Vor allem muss jede Gemeinde eine österliche Gemeinschaft sein voll eines unbesiegbaren Optimismus, ein Lebensraum, in dem alle Menschen Evangelium als Freude erfahren können. In einer solchen Gemeinde kann auch das Kind sich wohlfühlen und sich entfalten.

2. Wie können wir unsere Kinder zum Glauben führen

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass Katechese niemals nur Aufgabe hauptamtlicher Priester und Katecheten sein kann. Glaubensvermittlung ist ja auch nie gleichzusetzen mit Wissensvermittlung. Katechese geschieht auf der Ebene persönlichen Betroffenseins, und die ganze Gemeinde *ist* in diesem Sinn eine gelebte Katechese. Gemeinde *hält* aber auch Katechese. Diese richtet sich vorerst an die Erwachsenen. Sie geschieht nicht durch Weitergeben abgegriffener Formeln, sondern durch den persönlichen Austausch von Glaubenserfahrungen. Ein hoher Anspruch an den einzelnen!

Auch die Katechese für Kinder wird in Eschborn weitgehend von der Basis her getragen. Zwar besuchen die Kinder den schulischen Religionsunterricht, aber man weiss, dass dieser Unterricht heute allenthalben in einer Krise steckt, und dass man Glauben ja nur wecken kann, wo man ihn lebt und feiert. Darum haben sich in Eschborn viele Eltern für die katechetische Arbeit engagiert.

Den Anfang macht man mit den Vorschulkindern und Schulanfängern. Durch schriftliche Einladung und noch zusätzlich durch den Besuch der jeweiligen Gruppenleiterin werden die Eltern informiert. Ziel der Katechese, die in kleinen Gruppen erfolgt, ist es, den Kindern erste Vorstellungen von Gott zu geben und Grundhaltungen einzuüben, die sie einmal brauchen für die Begegnung mit Gott und mit den Mitmenschen. Man hilft den Kindern bei der Entfaltung ihrer Möglichkeiten, versucht Angst abzubauen, fördert die Kreativität und schafft ersten Zugang zum meditativen Bereich. Bei all dem geht es nicht darum, den Kindern eine heile oder unheile Welt vorzugaukeln, wohl aber darum, ihnen zu zeigen, dass Welt zu verändern ist.

Kommen die Kinder ins Erstkommunionalter, werden sie nicht mehr eingeladen, sondern grundsätzlich von den Eltern angemeldet. Dahinter steckt die Absicht, den Eltern zu zeigen, dass sie den ersten Schritt tun müssen und sie in erster Linie Verantwortung tragen. Beim Kommunionunterricht treffen sich die Kinder die eine Woche mit ihrem Pfarrer, die andere Woche gehen sie in kleinen Gruppen zu ihren Gruppenleiterinnen. Vor jeder Stunde treffen sich Pfarrer und Gruppenleiterinnen, tauschen Erfahrungen aus und durchdenken die kommende Stunde. Parallel zum Unterricht laufen Hausbesuche und Elternabende in kleinen Gruppen. Bei den ganzen Kommunionvorbereitungen geht es den Beteiligten nicht um abfragbares Wissen, sondern um Haltung und Verständnis. Jesus kommt ja nicht, um die Menschen klüger zu machen, sondern besser.

In ähnlicher Weise wird bei den Viertklässlern Bussunterricht gehalten, und später werden die Zwölf- und dann wieder die Vierzehnjährigen in kleinen Gruppen zusammengerufen, damit immer wieder neue Brücken geschlagen werden können zur Gemeinde. Bei den Sechzehnjährigen geschieht dann Firmvorbereitung.

Als Ergänzung zu den katechetischen Kursen können die Kinder Mitmenschlichkeit auch in der Jugendgruppe erleben und einüben. Eschborn hat dafür die Pfadfinder gewählt, wo zwanzig Jugendliche immer zwei bis drei Erwachsene im Leitungsteam haben. Die Leitung Jugendlichen allein zu überlassen, hat sich nicht so bewährt.

Damit Kinder früh erfahren, Gemeinde, das sind wir, besteht in Eschborn auch ein Kinderpfarrgemeinderat, wo neben acht- bis vierzehnjährigen Kindern ein Erwachsener mit dabei ist, und wo alles beraten wird, was die Kinder angeht. So lernen schon Kinder innerhalb der Gemeinde Verantwortung mittragen.

3. Wenn Gottesdienst Freude macht

Die Gemeinde Eschborn formuliert ihre diesbezüglichen Überlegungen so: «Wenn Gottesdienst Freude macht, kann er seine Funktion als Schaufenster Gottes, als Festfeier der Liebe, als sichtbar gemachte frohe Botschaft erfüllen. Wenn Gottesdienst Freude macht, wenn Kinder Glauben als Freude, als etwas Lebendiges erfahren, haben wir alles gewonnen, wenn sie ihn als etwas Totes erfahren, ist viel, wenn nicht alles verloren.»

Aus der Schrift wissen wir, dass die urchristlichen Gottesdienste von einer frohen Gesinnung des Miteinander u. Füreinander geprägt waren. Nach Konstantin kamen heidnische Elemente hinein. Nicht mehr Gott lädt ein und wandelt uns um, die Menschen wollen Gottes umwandeln, ihn umstimmen. Das Wesentliche machte auf einmal der Priester. Die Gemeinde wurde zum Publikum. Sogar der Kirchenraum wurde gemeinschaftsfeindlich und zum Ausdruck eines Gottes der Macht. Was Menschen sonst an Mitmenschlichkeit hatten, im Gottesdienst ging es ihnen verloren. Innerhalb der Kirchentüre wurde jeder jedem fremd.

Heute ist wieder das Bild des Gottes der Liebe lebendig geworden, und man versucht wieder die Gestalt des Mahles in den Mittelpunkt zu rücken. Die Messe wird wieder als Abendmahl Jesu, als Mahl der Freundschaft mit Gott und den Menschen erlebt. Die Gemeinde Eschborn versucht daher bewusst, vor, während und nach dem Gottesdienst die Liebe Gottes durch eine wirkliche Kommunikation erfahrbar zu machen: Vor dem Gottesdienst gibt man sich die Hand, hin und wieder führt man in der Messe ein Gespräch, es berichten zum Beispiel einzelne Gruppen, was sie für Glaubenserfahrungen gemacht haben, oder an Stelle einer Predigt spricht man darüber, was einem zum Beispiel Pfingsten bedeutet, oder welche Stelle der Bibel im eigenen Leben besonderes Gewicht bekam. Fürbitten werden wenn immer möglich frei gebetet. Auf diese Weise wird konkretes Leben in den Gottesdienst miteingebracht. Verliert Gottesdienst diese lebensnahe Dimension, verringert sich der Gottesdienstbesuch auf jene, die noch nicht im Lebensbezug stehen, die Kinder, oder auf jene, die nicht mehr darin stehen, die alten Menschen. Auch nach dem Gottesdienst wird in Eschborn sehr häufig und auf verschiedenste Weise Kommunikation gepflegt. Messe wird so wirklich zu einem Gottesdienst *der* Gemeinde und nicht *für* die Gemeinde.

Neben der Kommunikation geht ein besonderes Bemühen der Eschborner dahin, dem Gottesdienst ein Stück Festlichkeit zu geben. Gott preisen wir als den Schöpfergott, im Gottesdienst aber legen wir alles Schöpferische ab. Österliche Freude soll Ausdruck finden in Musik, Tanz, Malen eines Bildes, freiem Gebet usw. Dabei soll der Spontaneität freier Raum gegeben werden. Und immer wieder sind dazwischen Momente meditativer Stille einzulegen. Durch den Gottesdienst wird so der Reifungsprozess der Gemeinde begleitet. Probleme und Nöte werden vom Evangelium her gedeutet, von Gott her geklärt.

Die Kinder werden in Eschborn grundsätzlich in den Gemeindegottesdienst integriert. Die Gemeinde deutet ihnen ihr Leben, zeigt ihnen Hoffnung und macht Liebe erfahrbar. Zwar feiern die einzelnen Altersstufen unter einem Leitungsteam von zwei bis drei Erwachsenen ihren je eigenen Wortgottesdienst, zur Gabenbereitung kommen sie aber in die Gemeindemesse und oft dürfen sie etwas von ihrem Wortgottesdienst in die Feier der Gemeinde miteinbringen, um beide miteinander zu verbinden. Die Gemeinde erlebt dabei: Das sind unsere Kinder, wir tragen die Verantwortung für sie.

Die drei Vorträge von Heinz-Manfred Schulz wirkten auf die Kursteilnehmer im Schwarzenberg als Provokation, als echte Herausforderung. In Arbeitskreisen wurde versucht, Ansatzpunkte zu finden, von denen aus in unsern Pfarreien solche Gemeindewerdung im Geist der Brüderlichkeit geschehen könnte. Dabei wurde allen klar, dass dazu unerhört viel christlicher Optimismus und ein sehr, sehr langer Atem notwendig ist. Laien und Priester sollten dabei gemeinsam nach neuen Wegen suchen. Die Priester müssten in diesem Sinn vielleicht eingehender informiert werden. Es dürfte darum für viele Pfarreiteams eine echte Chance sein, dass das Bildungszentrum Matt im September nochmals einen Kurs mit Heinz-Manfred Schulz anbietet. Auch das gehört zu christlicher Brüderlichkeit, dass man über Gemeindegrenzen hinweg miteinander austauschen darf, was einem zur Hoffnung für alle geworden ist.

Hildegard Bannwart-Krieger

Stundengebet und Stundenbuch

Wenn es gilt, für die Priester des Oberwallis eine wichtige seelsorgliche Tagung durchzuführen, dann ist die gesamte Region Oberwallis immer noch die ideale Grösse und das Jodernheim der ideale Ort dazu. Ein wichtiges Anliegen kann mit einer einzigen Organisation alle Angesprochenen erreichen und so einheitlich in die ganze Region gestrahlt werden. Es bleibt dann für die Kleinregion oder das Dekanat immer noch genug. So war es in den vergangenen Tagungen und Kursen, so auch bei der Pastoraltagung zur Einführung in das neue Stundengebet vom 12. Februar. Pfarrer Walter Stupf, Präsident der Liturgischen Kommission, lud zu dieser Tagung ein. Er konnte eine grosse Zahl von Priestern und Ordensschwestern begrüssen. Natürlich hat unser Bischof Heinrich Schwery als Vorbeter der Diözese die ganze Tagung mit uns Priestern mitgemacht.

Referent des Tages war Dr. Max Hofer, Bischofssekretär des Bistums Basel. Er hat anhand der «Allgemeinen Einführung in das Stundengebet» vor allem die kirchliche und geistliche Bedeutung des Stundengebetes dargelegt. Das Stundengebet hat neben der persönlichen auch eine christologische und ekklesiologische Dimension. Im Stundengebet ereignet sich Christus, ereignet sich Kirche. Im Podiumsgespräch ging es vor allem um persönliche Erfahrung im Stundengebet. Die Zeit reichte nicht mehr zu weiteren Fragen. Warum ist im neuen Stundenbuch die äussere Form so schmal geworden bei so grossem Inhalt? Wie könnte man Stundengebet (wie auch Messbuch und Leseordnung) und Meditation verbinden? Warum gibt es zu einem neutestamentlichen Gebetbuch «nur» einen alttestamentlichen Psalm als Vorbereitungsgebet (Invitatorium)? Aus der wunderbaren Gebetslehre der AES hätte man doch als Alternative ein neutestamentliches Gebet formulieren können. Welches sind die Unterschiede zum lateinischen Stundenbuch?

An der Tagung wurde nicht nur über das Gebet geredet, wir haben auch miteinander gebetet. Chordirigent Eugen Meier aus Visp probte mit uns noch die Sonntagsvesper aus dem Anhang zum KGB. Sie wurde zum Abschluss der Tagung unter der Leitung des Bischofs gesungen. Inhalt der Homilie des Bischofs war das Wort Gottes, das zum Gebet werden muss.

Markus Jossen

Hinweise

Der therapeutisch orientierte Religionsunterricht

Zu diesem Thema veranstaltet die Vereinigung der deutschsprechenden Laienkatecheten der Schweiz (VLS) vom 28. Mai bis 2. Juni 1979 ihr traditionelles Seminar. Die Lehre Jesu ist eine Heilsbotschaft, jetzt verborgen, einst in Herrlichkeit zu erleben. Diese Heilsbotschaft Jesu hat unmittelbare Auswirkungen auf unser Leben. Diese Heilsbotschaft ist von therapeutischem Charakter. So wollen wir im Religionsunterricht eine Verhaltensänderung auf Jesus Christus hin in der lebendigen Kirche erreichen.

Der therapeutisch orientierte Religionsunterricht ist ein Verfahren, das sich auf die Aussage Jesu und der Kirche stützt, durch moderne Methoden den Schüler bei seinem Standpunkt abholt, ihn mit dieser Lehre entwicklungsgemäss konfrontiert und ihn zielbezogen zum Tun in der lebendigen Gemeinschaft der Gläubigen hinführt.

Kursleiter ist Oskar Randak, Leiter des Religionspädagogischen Seminars Augsburg, Referat Sonderpädagogik. Er bringt aus der Diözese Augsburg eine umfassende und reiche Erfahrung für das Feld Sonderpädagogik mit und wird mit neuen Impulsen aus seinem praxisnahen Arbeiten mit Schülern und Katecheten heilende Tendenzen weisen. Dies befähigt ihn, uns eine vernachlässigte Seite im RU aufzuzeigen und mit uns an diesem Thema zu arbeiten, das in der Diözese Augsburg auf breitester Basis bereits verwirklicht ist.

Anmeldung bis 10. Mai an das VLS-Seminar, Schutzengelstrasse 7, 6340 Baar.

«Wie entsteht Leben an der Basis?»

Zum Thema «Wie entsteht Leben an der Basis?» wird am *Wochenende vom 5./6. Mai* im neuen Zentrum der Fokolare in Baar eine Tagung für Pfarreien stattfinden.

Das Interdiözesane Pastoralforum von Einsiedeln sieht das Hauptziel heutiger Seelsorge darin, *«die lebendige und missionarische Gemeinde* in den gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten von heute» zu erzeugen. Über Pfarreiräte, Arbeitsgruppen und Dienste verschiedenster Art konnten in den vergangenen Jahren vermehrt Laien für das Pfarreigeschehen aktiviert werden. Gleichzeitig machen Seelsorger wie Laien die Erfahrung, dass es trotz neuer Methoden und vermehrter Aktivität nicht immer gelingen will, lebendige und damit missionarische Gemeinde zu erzeugen. Es ist das Ziel des Weekends in Baar, hier weiterzuhelfen.

Wegen ihrer spezifischen Erfahrung in der Aktualisierung des Evangeliums und im Aufbau von Gemeinschaft können die Fokolare einen Weg zeigen, wie Leben an der Basis entsteht und sich entfaltet. Von dieser Tagung dürfen sich sowohl einzelne engagierte Pfarreileute als auch ganze Gruppierungen (z. B. Kirchenpflegen, Pfarreiräte, Vorstände, Katechetenteams, Equipen für Sozialarbeit, Lektoren, Leiter von Jugendforen und Priester) viel erhoffen.

Anmeldung: Zentrum der Fokolare, Langgasse 9, 6340 Baar, Telefon 042 - 31 98 44.

Kontaktadressen: Diözese *Basel:* Pfarrer Albert Schneider, Bahnhofstrasse 25, 5600 Lenzburg, Telefon 064 - 51 22 92; Diözese *Chur:* Pfarrer Hubert Zimmermann, Rellstenstrasse 2, 8134 Adliswil, Telefon 01 - 710 63 01; Diözese *St. Gallen:* Kaplan Cornel Huber, Marktgasse 68, 9500 Wil, Telefon 073 - 22 14 05; Diözese *Sitten:* Pfarrer Paul Zurbriggen, 3981 Bellwald, Telefon 028 - 71 11 65; Diözese *Freiburg:* Jean Pierre Courtois, vicaire, rue du Valentin 3, 1004 Lausanne, Telefon 021 - 22 82 95.

Quartener Bildungswoche für die katholische Lehrerschaft

Seit vielen Jahren führt der Bildungsausschuss des Katholischen Administrationsrates für die aktive Lehrerschaft des Kantons St. Gallen in den Frühlingsferien eine Bildungswoche durch. Dieses Jahr ist sie auf die Zeit vom 2. bis 6. April angesetzt und dem Thema «Jesus – der Mann aus Galiläa» gewidmet. Kursleiter ist Edwin Gwerder, St. Gallen, Leiter der Katechetischen Arbeitsstelle. Der Kurs dient der allgemeinen religiösen Bildung und Vertiefung sowie auch der Erholung vom Schulalltag. Er ist nicht in erster Linie für Bibellehrer konzipiert, doch wird er diesen bestimmt viele Anregungen vermitteln. Erstmals werden auch jene Junglehrer zur Teilnahme eingeladen, die erst im Frühling patentiert werden. Weitere Angaben entnehme man dem Amtlichen Schulblatt des Kantons St. Gallen, Februar 1979.

Personalnachrichten der Missionsgesellschaft Bethlehem

Statistik (31. Dezember 1978)

336 Mitglieder (265 Priester, 3 Diakone, 62 Brüder, 2 mit abgeschlossenem Studium ohne Ordination, 4 Seminaristen) und 4 Seminaristen im Einführungsjahr. Im direkten Missionsdienst: 180 Mitglieder und 35 freiwillige temporäre Mitarbeiter (davon 5 Fidei-donum-Priester) in missionarischen Einsätzen (2 weitere Fidei-donum-Priester sind zugleich Mitglieder auf Zeit der Missionsgesellschaft).

Jubiläen

50 Jahre Priestertum (24. März): *Josef Friemel* aus Häggenschwil, Archivar der Missionsgesellschaft in Immensee (früher Lehrer am Gymnasium Immensee und Direktor des Progymnasiums Rebstein), *August Jenny* aus Langnau a. A., Spitalseelsorger in Bern (früher Lehrer am Gymnasium Immensee, Direktor des Exerzitienhauses Wolhusen und Archivar der Missionsgesellschaft), *Emil Weber* aus Eschenbach (SG), Missionshaus Immensee (früher Missionar in China und Seelsorger in Denver/USA).

40 Jahre Priestertum (2. April): Msgr. *Alois Häne* aus Kirchberg (SG), alt Bischof von Gwelo, Missionar in Rhodesien/Zimbabwe, *Adolf Huber* aus Tuggen, Hausgeistlicher in Menzingen, Sonnhalde (früher Informationsdienst und Redaktor des «Bethlehem»), *Ernst Übelmann* aus Basel, Missionar in Taiwan (früher Regens des Missionsseminars Schöneck).

25 Jahre Priestertum (11. April): *Othmar Eckert,* Direktor des Missionshauses Bethlehem, Immensee (früher Lehrer am Gymnasium Immensee und Pfarrektor in Luzern, Matthof).

50 Jahre Mitgliedschaft in der Missionsgesellschaft (27. Oktober): *Paul Braun,* Missionshaus Immensee (früher Lehrer am Gymnasium Immensee und Seelsorger in Wolhusen, St. Josefshaus, und Oberriet, Franziskushaus), *Alois Bürke* aus Bernhardzell, Missionar in Taiwan (früher in der Mandschurei/China), *Fridolin Höin* aus Kaisten, Missionar in Kolumbien (früher in der Mandschurei), *Ferdinand Lachenmeier* aus Basel, Missionar in Kolumbien (früher Professor am Missionsseminar Schöneck), *Johann Rütsche* aus Eschenbach (SG), Missionar in Kolumbien (früher in der Mandschurei); (4. Dezember): *Anton Loetscher* aus Basel, Kaplan in Menznau (früher Lehrer am Gymnasium Immensee, Redaktor der «Jungmannschaft» und Missionar in Rhodesien).

25 Jahre Mitgliedschaft (23. September): *Xaver Birrer* aus Willisau, Missionar in Rhodesien/Zimbabwe; (18. November): *Rudolf Tanner* aus Amriswil, Missionar in Rhodesien/Zimbabwe.

Missionseinsätze

Eduard Brühwiler aus Oberwangen, Missionar in Kolumbien (bisher Ökonom im Missionsseminar Schöneck-Luzern, früher Missionar in Rhodesien/Zimbabwe); *Anton Schmid,* Diözese Basel, und *Josef Suter,* Diözese Chur, missionarische Einsätze als Fidei-donum-Priester in der Region Kolumbien.

Seelsorge

Valentino Cortesi aus Poschiavo, Vikar in Davos-Platz (bisher Missionar in Rhodesien/Zimbabwe), *Paul Egli* aus Kirchberg (SG), Vikar in Zürich, St. Konrad (nach Gefängnishaft aus Rhodesien ausgewiesen), *Karl Freuler* aus Basel, Vikar von Rheinfelden in Magden (bisher Vikar in Basel, Bruder Klaus), *Oskar Egloff* aus Wettingen, Arbeiterseelsorger im Kanton Schwyz (bleibt auch Leiter des Reisedienstes der Missionsgesellschaft).

Missionshaus Immensee

Josef Michlig aus Ried Brig (bisher Seelsorger in Binn), *Gallus Kessler* aus Rapperswil, Postdienst (bisher Missionar in Rhodesien /Zimbabwe).

Missionsseminar Schöneck-Luzern

Othmar Schneider aus Gähwil, Ökonom (bleibt auch Leiter des Baubüros im Missionshaus Immensee).

Personalnachrichten der Steyler Missionsgesellschaft

Priesterweihe vor 25 Jahren (28. August)

P. *Basil Aerni,* von Gunzgen, in Madang (Papua, Neuguinea);

P. *Ernst Waser,* von Stans-Oberdorf, in Cumbi-Flores (Indonesien).

Amtlicher Teil

Bistum Basel

Wahlen und Ernennungen

Charles Jeannerat, bisher im Missionseinsatz in Peru, zum Pfarrer von Kriegstetten (SO) (Amtsantritt 4. März 1979).

Alois Zehnder, bisher Vikar in der Pfarrei St. Michael, Luzern, zum Pfarrektor des neu zu errichtenden Pfarrektorates Worb bei Bern (Amtsantritt 11. März 1979).

P. *Norbert Lang* CSSR, bisher in Bernrain-Kreuzlingen, zum Pfarradministrator von Lunkhofen (AG) (Amtsantritt 1. April 1979).

Neue Telefonnummer

Ab 1. März 1979 lautet die Telefonnummer von Johannes Amrein, Regionaldekan, Fenkernstrasse 5, 6010 Kriens, 041 - 45 80 80.

Bistum St. Gallen

Stellenausschreibung

Die vakante Pfarrstelle von *Schänis* wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 18. März 1979 an beim Personalamt der Diözese, Klosterhof 6 b, 9000 St. Gallen.

Bistum Sitten

Priesterrat

Die deutschsprachigen Mitglieder des diözesanen Priesterrates sind zu einer Sondersitzung eingeladen, die am *Mittwoch, dem 7. März 1979, um 14.00 Uhr* im St. Jodernheim in Visp stattfindet.

Traktanden:

1. Grundsätze und Richtlinien für die Fortbildung der Seelsorger im deutschsprachigen Teil der Diözese (2. Lesung).
2. Anstellung von Katechetinnen und Katecheten.
3. Beitrag der Dekanatskassen an überpfarreiliche Aktionen? - Diskussion.
4. Verschiedenes.

Die Mitglieder des Priesterrates wurden bereits persönlich zu dieser Sitzung eingeladen.

Bruno Lauber
Vizepräsident

Verstorbene

P. Benedikt Zöllig OFMCap, Zug

Am 17. Mai 1900 in Lömmenschwil (SG) geboren, wurde P. Benedikt Zöllig auf den Namen Bernhard Anton in Häggenschwil getauft, wo er später auch die Primar- und Sekundarschule besuchte. Der grundbrave, talentvolle Jungmann absolvierte dann das Gymnasium der Benediktiner in Engelberg und das Lyzeum der Kapuziner in Stans, das er mit einer Matura mit fast lauter Sechsernoten abschloss.

Nach langem Überlegen und Beten trat er am 15. September 1920 in den Kapuzinerorden ein, erhielt den Namen Benedikt und machte dann die im Orden üblichen Studien. Nach der Priesterweihe am 10. Juli 1927 und der Primiz in Appenzell sandten die Obern den ebenso gescheiten wie bescheidenen Jungpater zum Studium der Kirchengeschichte an die Universität Freiburg, um nachher als Doktor die Kapuziner-Studenten in dieses Fach einzuführen. Wer diesen menschenfreundlichen, kindlich-frohen Lektor kannte, war nicht erstaunt, dass P. Benedikt nebenbei sich sofort und dauernd auch der Seelsorge widmete, besonders den Insassen der Strafanstalten, den Armen, den Gestrandeten und Verzweifelten. Sein mitfühlendes Herz und sein gesundes Urteil brachten sehr vielen Bedrängten Trost und Kraft. Eine Reise ins Heilige Land und nach Afrika, als Begleiter des Provinzials Franz Solan, bereicherten nicht nur sein Inneres, sondern gaben ihm Stoff, um durch die modernen Darstellungsmittel Tausenden Erbauung und Vertiefung zu geben.

Im Jahre 1939 begann für ihn eine neue Wirksamkeit als Hausmissionar in Zürich. Diese neue Seelsorgeform war vom genialen und christusbegeisterten Dr. P. Veit Gadient gegründet und später von P. Reinhold Wick im Buche «Franziskus in der Grossstadt» beschrieben worden. Fast drei Jahrzehnte lang ging nun P. Benedikt treppauf, treppab, um im persönlichen Kontakt Seelen für Christus und die Kirche zu gewinnen, und wurde damit, stets als ganzer Kapuziner auftretend, stadtbekannt und stadtbeliebt. Stadtpfarrer Guido Kolb schrieb im Pfarrblatt anlässlich des goldenen Jubiläums von P. Benedikt (1977): «P. Benedikts Wirken hatte Erfolg. Wohl deswegen, weil seine Menschlichkeit, seine Güte, seine Herzlichkeit, seine Hilfsbereitschaft alles überstrahlten und durchwirkten. Eine frohe und überzeugte und lautere *Religiosität* machte ihn so liebenswürdig. Er hatte das Charisma, den Zugang zu den Mitmenschen und ihr Vertrauen zu finden - P. Benedikt Zöllig war eine aussergewöhnliche Priestergestalt.»

Aus dem trefflichen Nekrolog von Mgr. Hans Henny, Generalvikar, seien hier folgende Worte übernommen: «Als ehemaliger Pfarrer von Bruder Klaus und Liebfrauen konnte ich die durch P. Benedikt ausgeübte Hausmission von der Nähe miterleben. P. Benedikt wusste, dass man die Seelen in der Regel nicht im Sturm, noch weniger mit ‹Stürmen› erobert. Wir Priester laufen ja immer Gefahr aufzugeben, wenn der Erfolg unsere Arbeit nicht krönt. Mir persönlich hat P. Benedikt das Beispiel des *Wartenkönnens* gegeben. In dieser Wartezeit hat er viel für seine anvertrauten Seelen gebetet . . . Man könnte über den Verstorbenen ein ganzes Buch schreiben, es gäbe ein schönes Buch, denn *ideale Priestergestalten und Ordensleute* sind auch heute noch ein nicht zu übersehendes *Gotteszeichen,* an dem niemand vorübergehen kann, ohne sich seine Gedanken zu machen. Gedanken an die wahren Werte. Gedanken nach dem, was droben ist. Hab Dank, lieber Pater Benedikt!»

Doch starb P. Benedikt nicht in Zürich, sondern am 7. März 1978 in Zug, wohin er im Jahre 1968 kam und wo er, soweit es nur die Kräfte erlaubten, weiter wirkte, persönlichen und schriftlichen Kontakt mit Zürich beibehielt, die Freude der Klosterfamilie bildete und sich auf ein gottseliges Sterben vorbereitete.

Zusammenfassend dürfen auf ihn mit Recht die Leitworte der Todesanzeige aus dem Munde

seines hl. Vaters Franz von Assisi angewandt werden: «Gegrüsst seist du, Königin Weisheit! Der Herr erhalte dich durch deine Schwester, die reine Einfalt!»

Burkhard Mathis

Die Meinung der Leser

«Die Predigt»

Im Artikel von Josef Bommer (SKZ 7/1979) fand ich manches Schöne und Treffliche, zum Beispiel gute Predigt = Kommunikation; Blick- und Sprechkontakt; Hin und Her zwischen Prediger und Predigthörer; Predigt sollte für jeden Pfarrer Lieblingsbeschäftigung sein; wir müssten leidenschaftlich gerne predigen; der Prediger verkündet als zweiter Christus... Aber gerade bei Letzterem fiel mir (vom Teufel oder vom Engel?) die Frage ein, ob der Herr od. der Völkerapostel übers Predigen so gescheit geschrieben hätte. Sie waren doch die grossen Meister der Verkündigung. Dabei fällt mir die Aussage eines einfachen Laien ein, der auf eine Umfrage übers Predigen diese Meinung äusserte, die ich mir damals sofort zur Lebensregel machte: «Der Prediger soll: 1. Etwas zu sagen haben; 2. Es sagen; 3. Schweigen, sobald er es gesagt hat.»

Darüber wurde ich bestärkt, als ich am 18. Januar 1943 zum erstenmal einen Missionar zu den Schwarzen predigen sah. Ich verstand zwar nichts, aber ich begriff, dass er etwas sehr Wichtiges zu sagen hatte, verkündete; dass er es unkompliziert und Auge in Auge heraussagte; und plötzlich hatte er Schluss gemacht. Von meinem Zelebrantensitz aus hatte ich keinen einzigen gähnen sehen, obgleich er eine halbe Stunde gepredigt hatte. Aber eben, es brannte etwas in seinem Herzen und in seinen Augen, das er mitteilen wollte. Und was er sagte, schien den Leuten aktuell zu sein.

Wenn ich bei der Predigtvorbereitung die vorgezeichneten Perikopen lese und nichts Aktuelles herausfinde, so fällt entweder der Text wie aus dem Himmel, oder *ich* bin so vom Göttlichen abverweltlicht, dass ich besser tue, zuerst in Gebet und Betrachtung den Meister zu fragen, was er selbst darüber zu sagen hätte. Aber oft ist da noch ein plausiblerer Grund: Ein Mangel an Kontakt mit den Zuhörern – im Leben! Wenn ich längere Zeit mit den Leuten keinen Kontakt mehr hatte, dann fällt mir die Vorbereitung des «Etwas-zu-sagen-haben» merklich schwerer, als wenn ich die Woche durch auf Fragestellungen (stumme oder ausgesprochene) der Mitmenschen gestossen bin. Dann laufe *ich* Gefahr (und nicht die Texte) aus dem Himmel zu fallen, weil ich den Boden verloren habe und so mit leerem Kopf – und was schlimmer ist – mit leerem Herzen an meinem Schreibtisch schöne, logische, aber für meine Leute, die aus ihrem stresshaften Berufsleben in die Kirche kommen, weltfremde Theorien zusammenbastle, womit ich sie schon zu Beginn der Predigt lokal (d. h. im Kopf) anästhesiere – woran ich den Effekt bald im fürchterlichen, eines Nilpferds würdigen Gähnen der Zuhörer zu bemerken bekomme.

Anton Noti

Neue Bücher

Christliche Weltliteratur

«Die Schwierigkeit zu glauben ist nicht eine Folge der modernen Naturwissenschaft und Technik; sie war von Anfang an da. Die Geschichte des Glaubens ist zugleich eine Geschichte des Unglaubens; christliche Literatur zugleich eine Auseinandersetzung mit achristlicher und antichristlicher Literatur. Dass ein Toter wieder lebendig wird, war im ersten Jahrhundert nicht weniger unglaublich als im 20. Jahrhundert. Als Jesus sagte, nur wer sein Fleisch esse und sein Blut trinke, werde das ewige Leben haben, fielen die meisten Jünger von ihm ab (Joh 6,48-67). Und als der Auferstandene vor den Jüngern stand, glaubten sie zuerst nicht (Mt 28,17; Lk 24,41). Später liessen sie sich für diesen Glauben töten. Christliche Literatur diente von Anfang an dazu, den Unglauben zu entkräften und den Glauben zu stärken.» (S. 50).

Wenn ich dieses lange Zitat an den Anfang meiner Rezension stelle, dann beileibe nicht, weil mir nichts anderes einfiele. Aber mir scheint, dass gerade dieses Zitat die Grundidee am besten enthüllt, die sich der Autor des Lexikons der christlichen Weltliteratur[1] stellt, und die er tatsächlich auch verwirklicht. Gisbert Kranz beschäftigt sich seit über 30 Jahren mit der christlichen Weltliteratur, wozu ihm das Studium der Theologie und der Literaturwissenschaft das notwendige Rüstzeug gab. Dieses Lexikon ist darum kein gewöhnliches Werk.

Der 1. Teil dieses Lexikons setzt sich konkret mit der Frage auseinander, was gegeben sein muss, dass eine Literatur christlich genannt werden kann. Im 2. Teil werden in einer grandiosen Schau, seit Beginn des Christentums bis heute, über 2000 Autoren aufgezeigt, die das Christliche zum Thema ihres Denkens und Schreibens machten. Dies geschieht ohne Leerlauf. Kranz gelingt es, deutlich das Bemühen der Schriftsteller und Dichter zu zeigen, die ihren christlichen Glauben einer ungläubigen oder zu wenig gläubigen Umwelt darstellen. Der 3. Teil behandelt 194 christliche Autoren, die seit dem Jahre 1500 geschrieben haben und weltliterarischen Rang besitzen. Kranz musste da eine Auswahl treffen, zu der ihn jahrzehntelange Beschäftigung mit dem gestellten Thema und ein erstaunliches Allgemeinwissen wirklich befähigt haben. Diese Auswahl ist darum voll zufriedenstellend, und die einzelnen Autoren werden in Form von Essays vorgestellt, die leicht lesbar sind, und die sowohl wissenschaftlich genau sind, als auch mit Werk- und Bibliographieangaben ein vollständiges Ganzes bilden.

Es gibt zwar schon viele Lexika, aber gerade dieses Lexikon hat uns gefehlt, zumal es sich der apologetischen Dimension christlicher Literatur nicht verschliesst. Die Besinnung auf das Christliche setzt nämlich die Kenntnis jener Literaten voraus, die sich früher schon und heute noch damit auseinandersetzten, was Glaube besagt, und wie er in unserer Umwelt tiefer und breiter erfahrbar gemacht werden kann.

Titus Kupper

[1] Gisbert Kranz, Lexikon der christlichen Weltliteratur, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1978, 560 S.

Das Gnadenbild von Maria Rickenbach, eine Statue aus dem 14./15. Jahrhundert, wurde beim Bildersturm im Berner Oberland im Jahre 1528 durch einen Hirtenknaben nach Nidwalden gerettet. Im Sommer 1529 nahm der Junge die Statue auf die Alp mit und stellte sie in einen hohlen Ahorn. Im Herbst liess sich die Statue nicht mehr aus dem Baum herausheben; sofort kam das Volk auf den Berg zur Gnadenmutter «im Ahorn», so dass also in diesem Jahr «450 Jahre Wallfahrt Maria Rickenbach» gefeiert werden kann. Um 1596 entstand die erste grössere Kapelle, 1691 ein Neubau und 1860 wurde die jetzige Wallfahrtskirche errichtet. Im Jahre 1857 wurde in der Nähe der Wallfahrtskirche das Benediktinerinnenkloster gegründet (SKZ 47/1977).

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Franz Annen, Professor, Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur
Hildegard Bannwart-Krieger, Auf Weinbergli 17, 6005 Luzern
P. Edwin Gwerder SMB, Weidstrasse 7, 9302 Kronbühl
Markus Jossen, Pfarrer, 3921 Törbel
Gustav Kalt, Professor, Himmelrichstrasse 1, 6003 Luzern
Dr. Titus Kupper, Pfarrer, 4524 Günsberg
Dr. P. Burkhard Mathis OFMCap, Kapuzinerkloster, 6301 Zug
Anton Noti, Pfarrer, 3901 Simplon-Dorf
Dr. Laurenz Volken, Professor, Theologische Fakultät Dormition Abbey Mt. Sion, P. O. B. 22, Jerusalem

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

Mitredaktoren
Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22, Postcheck 60-162 01

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 57.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 68.—; übrige Länder: Fr. 68.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.60 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Ein Modell für lebendige Kommunikation in Arbeitsgruppen jeglicher Art:

Die themenzentrierte Interaktion TZI

(nach Ruth Cohn)

Einführungs-Methodenkurse 1979

Kursleiterin: Dr. Elisabeth Waelti, Höheweg 10, 3006 Bern

Thema: Wie kann ich durch lebendiges Lehren und Lernen meine Erlebnisfähigkeit vertiefen und berufliche Konflikte in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen besser bewältigen?

Adressaten: Geistliche, Lehrer, Sozialpädagogen, Psychologen und alle, die in kirchlichen, sozialen und andern Berufen neue Wege zum Menschen suchen.

Termine:			Ort:
	26.–30. 3.	16.–20. 7.	
	2.– 6. 4.	30. 7.–3. 8.	Nähe
	18.–22. 4.	13.–17. 8.	Fribourg
	4.– 8. 6.	17.–21. 9.	und Olten

Kurskosten: Fr. 250.– . Einzahlung auf Postcheckkonto Waelti 30 - 66546. Gilt als definitive Anmeldung.

Unterkunft: Vollpension pro Tag ca. Fr. 38.– .

Die Pfarrei Dreifaltigkeit Bern sucht infolge gesundheitlich bedingten Rücktritts der bisherigen Stelleninhaberin eine neue

Pfarreisekretärin

Wünschbar wäre die gleichzeitige Übernahme von einigen Stunden Religionsunterricht auf der Unterstufe.

Anstellung nach der Besoldungsordnung der römisch-katholischen Gesamtkirchgemeinde Bern.

Anfragen und Offerten an das Katholische Pfarramt Dreifaltigkeit, Taubenstrasse 4, 3011 Bern,
Telefon 031 - 22 55 16.

Hans Jürgen Fraas

Glauben und Lernen

Karton, 92 Seiten, Fr. 10.50

Eine übersichtliche Zusammenfassung der Grundlagen religiöser Erziehung im Kontext der Humanwissenschaften.

Buchhandlungen **Raeber AG**
6002 Luzern

Frau, gewandt in Küche und Haushalt sucht Stelle als

Köchin

in gut eingerichtetes Pfarrhaus. Offerten unter Chiffre OFA 2154 Lz, an Orell Füssli Werbe AG, Postfach, 6002 Luzern.

MÜLLER

Für Kerzen zu

Rudolf Müller AG
Tel. 071·75 15 24
9450 Altstätten SG

---

avm
audio visuelle medien

Christus, Brot des Lebens (neu)

36 Farbdias mit Begleittext und Kassette mit CH-Sprecher.
In Plastik-Tasche Fr. 40.–
Kassette Fr. 28.–

Die Diareihe verfolgt nicht die Absicht, eine umfassende Abhandlung über die Eucharistie zu bieten. Es ist eher der Versuch eines meditativen Zugangs. Eucharistie wird dabei in Korrespondenz mit der menschlichen Lebenssituation gebracht:
Eucharistie als Antwort auf das elementare Bedürfnis des Menschen nach Liebe.
Dieser anthropologische Ansatz soll den Menschen unserer Tage motivieren für das Thema Eucharistie und ihm zugleich den Zugang zum Zentralgeheimnis christlichen Lebens ermöglichen.
Einsatzmöglichkeiten: Meditation, Gottesdienst, Religionsunterricht, Katechese.

Versöhnung und Verzeihung (neu)

48 Farbdias mit Begleittext und Kassette mit CH-Sprecher.
In Plastik-Tasche Fr. 48.–
Kassette Fr. 32.–

Die Heilige Pforte im Petersdom, die jeweils nur im Heiligen Jahr geöffnet ist, bietet eine biblische Katechese über Sünde, Versöhnung und Vergebung. In den Reliefs des Portals sind die Begebenheiten des Evangeliums dargestellt, die diese Thematik betreffen.
In der vorliegenden Dia-Serie wird diese biblische Botschaft in Relation zur menschlichen Lebenssituation gesetzt, und zwar so, dass das Evangelium Antwort gibt auf fundamentale Fragen des Menschen und ihn ständig zur Umkehr auffordert.
Einsatzmöglichkeiten: Busskatechese, bei Besinnungstagen, im Bussgottesdienst.

Auf dem Weg Jesu (neu)

Ein Kreuzweg für Kinder

48 Farbdias mit Begleittext und Kassette mit CH-Sprecher.
In Plastik-Tasche Fr. 48.–
Kassette Fr. 28.–

Leiden, Tod und Auferstehung Jesu sind Zentralthemen der christlichen Botschaft, der kirchlichen Verkündigung und des christlichen Lebens.
Neben einer kindgemässen Sprache versucht der vorliegende Kinderkreuzweg vor allem durch das Bild, Kindern die Hauptinhalte dieser Botschaft zu vermitteln, und leistet damit einen wertvollen Beitrag zur Vertiefung kindlicher Glaubenserfahrung.
Einsatzmöglichkeiten: Katechese, Religionsunterricht, Gottesdienst.

Gott erschafft die Welt und die Menschen (neu)

26 Farbdias mit Begleittext.
Bilder: Aquarelle von Ziva Shisha (Israel).
In Plastik-Tasche Fr. 36–
Kassette Fr. 25.– mit CH-Sprecher.

Nichts ist aktueller und hat die geistige Orientierung und das Selbstverständnis der Menschen seit eh und je so stark geprägt wie die Frage nach dem Ursprung der Welt und des Menschen.
Da die rechte Deutung der biblischen Schöpfungsberichte für den Lebensvollzug des Christen von nicht geringer Bedeutung ist, möchte die Dia-Reihe dazu motivieren, sich mit den Themen der biblischen Urgeschichte eingehender zu befassen. Die Bilder sind dem Zyklus «Die grossen Gestalten der Bibel» der jungen israelischen Künstlerin Ziva Shisha entnommen. Die ausdrucksstarken Aquarelle wollen nicht illustrieren, sondern charakterisieren und Denkimpulse geben.
Einsatzmöglichkeiten: Religionsunterricht, Gottesdienst, Meditation.

Verlangen Sie auch unser Verzeichnis für Medien und Geräte wie z. B. Dia-Projektoren mit kabelloser Fernbedienung und tragbare Hellraum-Projektoren. Sämtliche Auslieferungen im Werte über Fr. 30.– erfolgen portolos.

AVM-Verlag, audio visuelle medien, Lärchenstrasse 8, 8962 Bergdietikon, Telefon 01 - 740 02 06 und 740 15 25

Katholische Kirchgemeinde Schänis

sucht auf den 15. April 1979 oder auf Vereinbarung

eine Katechetin oder einen Katecheten im Vollamt

Aufgabenbereich:
- Übernahme von Religionsstunden auf der Unter-, Mittel- und Oberstufe;
- Mitarbeit in der Jugend- und Erwachsenenbildung;
- Begleitung von Weekends;
- Mitvorbereitung und Gestaltung von Schülergottesdiensten und Elternabenden;
- verschiedene Aufgaben im Pfarreisekretariat.

Erwünscht sind:
- Ausbildung als Katechet(in);
- Freude an selbständigem Arbeiten.

Die Besoldung richtet sich nach der kantonalen Lehrerbesoldungsverordnung des Kantons St. Gallen.

Auf Ihre Anmeldung freut sich: Katholische Kirchgemeinde Schänis, Herr Moos G., Präsident.

Pfarrei St. Anton, Ennetbürgen

Wir suchen auf 20. August 1979 (Schulbeginn)

einen vollamtlichen

Katecheten oder Laientheologen

Das Arbeitspensum umfasst:
Religionsunterricht:
1.–3. Sekundarklasse à 1 Wochenstunde,
1. Realklasse à 1 Wochenstunde,
zwei 4. und 5. Klassen à je 2 Wochenstunden.

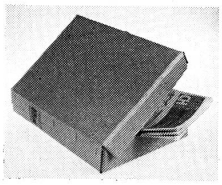
Gottesdienst:
Einmal pro Monat Sonntagspredigt,
Mithilfe bei Gestaltungen der Schülergottesdienste,
insgesamt zweimal pro Woche,
Mithilfe in Seelsorgegruppe.

Jugendarbeit:
ausserschulische Jugendarbeit.

Sekretariatsarbeit:
5 Stunden die Woche.

Sukzessive Einarbeitung in obgenannte Pflichten.

Ihre Bewerbung nimmt gerne entgegen: Pfarrer Anton Kälin, Buochserstrasse 6, 6373 Ennetbürgen, Telefon 041 - 64 11 78, oder Kirchenratspräsident, Walter Mathis, Kleinbiel, 6373 Ennetbürgen, Telefon 041 - 64 31 57.



Archivierung der SKZ

Für die Aufbewahrung der laufenden Nummern der **Schweizerischen Kirchenzeitung**, sowie für die vollständigen Jahrgänge offerieren wir Ihnen die praktischen, verbesserten Ablegeschachteln mit Jahresetikette. Stückpreis Fr. 3.60.

Raeber AG, Postfach 1027, 6002 Luzern

KEEL & CO. AG
Weine
9428 Walzenhausen
Telefon 071 - 44 14 15
Verlangen Sie unverbindlich eine kleine Gratisprobe!

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Unsere Empfehlung

Wir reparieren sämtliche Kirchengeräte und führen erstklassige Feuervergoldungen aus. Umbauten und Neuanfertigungen von Tabernakelanlagen.

Metallwerkstätte Elisabeth Mösler
Gartenstrasse 3, 9000 St. Gallen, Telefon 071 - 23 21 78

Wer hat Interesse an kompletten Jahrgängen der

Schweiz. Kirchenzeitung

ca. 1950–1978?

Die Jahrgänge sind ungebunden (mit Ablegeschachteln) lieferbar.

Anfragen bitte an die Inseratenverwaltung SKZ, Postfach 1027, 6002 Luzern.

Die Katholische Kirchgemeinde Cham-Hünenberg

sucht auf den Schuljahresbeginn 1979/80 (20. August 1979) für die Pfarrei Cham und die Pfarrei Hünenberg je einen

Katecheten/Katechetin

Aufgabenbereich:
- Religionsunterricht auf Mittel- und Oberstufe;
- Mitarbeit in der Pfarrei (Jugendarbeit, Mitgestaltung der Liturgie).

Auskunft erteilen die Pfarrämter von Cham, Telefon 042 - 36 38 38 und Hünenberg, Telefon 042 - 36 43 22.
Anmeldungen sind bis 31. März 1979 zu richten an den Kirchenratspräsidenten Paul Sidler, Hünenbergstrasse 5, 6330 Cham, Telefon 042 - 36 24 13.

A. Z. 6002 LUZERN

00247023
PFAMMATTER JOSEF DR.
PRIESTERSEM.ST.L
7000 CHUR

63000

9/1.3.79